



Notburga.

Tiroler Sage

von

Adolf Pichler.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

Wird die Schulstube im Spätsommer zugesperret, so legt mancher lustige Bube die Bücher in den Schrank, klopft den Staub vom Rocke und wäscht die Tinte von den Fingern. Hat er sich brav gehalten, kann er sein Ränzlein schnüren; er nimmt den Stecken in die Hand und beginnt jauchzend mit dem Vater eine Fußreise. Und wo die Füße nicht hinclangen, da stückt die Eisenbahn dran, daß wohl auch ein rüstiges Schwesterlein mitdarf, welches im Lauf des Jahres dem Herrn Bruder, diesem Reißaus und Reißlein, manches Loch am Ellbogen und vor dem Kniee sorgfältig zugestopft.

Solche kleine Pilger begegnen mir manches Mal auf meinen Wanderungen durch Berg und Thal; sie grüßen lachend und fragen wohl auch, ob ich kein Plätzchen mit Alpenrosen wisse? Ich deute mit dem Finger auf einen steilen Hang; aus den Felsenrigen strecken die Büsche das würzige Laub und dazwischen schimmert die Pracht der Blütendolden. Dann zeig' ich ihnen im Gebüsch den hohen Enzian, der Bach bespritzt ihn mit seinen klaren Tropfen, jede Blume gleicht einem Kelch von Saphir. Auf der Schutthalde liegen allerlei bunte Steine: da gleißt der Glimmer und zwischen seinen Tafeln steckt der Granat, dort schillert die schwarzgrüne Hornblende, aus dem Steinblock hier mit der grünen Mooskappe winkt Ammonit und Terebratel. — Doch was kümmert euch Ammonit und Terebratel!

Setzen wir uns lieber in seine weichen Polster; ich will euch erzählen, der Art, wie ich dem kleinen Gefindel, das ich zu Hause habe, gar manches schon erzählt.

Tirol ist ein Land der Geschichte und der Sage! Seine Geschichte verfaßte sich das kräftige Volk selber; dort auf dem Bergisel, der schon im Schatten liegt,

schrieb es den Franzosen mit blutigen Buchstaben ein Capitel auf den Rücken. Die Sage wuchs aus dem innersten Grund seines Herzens, wie es stark und fromm alle Erlebnisse auffaßt. Männer, die der übermächtigen Natur täglich das Brot abringen, vertrauen sich und vertrauen Gott; in den schwersten Kämpfen wird ihnen seine Hand sichtbar; so glaubten die Schützen, welche 1809 Innsbruck erstürmten, es reite auf weißem Roß der heilige Apostel Jakob, wie er die Sarazenen schlug, vor ihnen her und wettere in die Franzosen. Aber auch am häuslichen Herd läßt sich die Sage gern nieder, und wie die Hausmutter mit Töchtern und Mägden den feinen Flachspinn, so slicht sie ihre Ranken um Gestalten der Vergangenheit.

Dort unten am Inn schmiegt sich das Städtlein Rottenberg an den Felsen, welcher die Trümmer einer Festung trägt. Die engen Straßen, die gothischen Thore der Häuser, die steinerne Kirche mit den rothen Marmorquadern führen uns ein Bild des Mittelalters vor den Sinn. Weiter aufwärts erblicken wir auf einem waldigen Hügel Rottenburg, wie es zwischen Birken und Tannen allmählig zerbröckelt. Die stolzen Grafen, die einst hier walteten, sind längst ausgestorben, die Harfe des ritterlichen Minnesängers, welche in das Rauschen des Giesbaches tönte, ist verstummt, ein armes Bäuerlein weidet im Schloßhofs, wo einst beim Turnier die Lanzen splitterten und Trompeten den Sieger verkündeten, seine Ziegen; nur noch ein Erkerthurm ist bewohnt, wie damals, als die arme Magd Notburga dort in dem Kämmerlein mit dem schmalen Fenster inbrünstig betete.

Von dieser Notburga will ich reden, sie ist wie Elisabeth von Thüringen eine der lieblichsten Gestalten des gestaltenfrohen Mittelalters.

Zu Rottenberg lebte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Hutmacher schlecht und recht, wie's eben kam, mit seinem Weibe. Hatte er nicht viel, so hatte er doch genug, um für die Erziehung eines Töchterleins, unserer Notburga, zu sorgen, daß sie ein rechtschaffenes und braves Mädchen vor Gott und Menschen würde. Da half der alte Spruch: „Bete und arbeite“, daß Notburga zur Lust der Eltern heranwuchs; die Nachbarn hatten auch Freude daran, und so drang ihr guter Ruf, wie der Duft der Nelken und Gelbveigelein vor ihrem Fenster, aus der Stube auf die Gasse und von der Gasse über die rissigen Mauern bis in das Schloß der stolzen Rottenburger.

Dort herrschte der alte Graf Heinrich mit seiner Gutta, die man wohl die Gute nennen durfte, so trost- und hilfsreich war sie jedem, der sich ihr näherte, Trost und Hilfe zu suchen. Zwei Söhne, Heinrich und Siegfried, waren bereits erwachsen, dieser wild, leidenschaftlich und gewaltthätig, trat als Vasall beim Herzog von Baiern ein, wo es Fehden genug auszufechten gab. Beide konnten der greisen Mutter bei der Wirthschaft nicht helfen; die Sorge für das Schloß und seine Bewohner drückte immer schwerer auf sie und gern hätte sie den Schlüsselbund einer jüngeren Hand anvertraut. Da ritt ihr Gemahl nach Rottenberg, und als er wieder heimkehrte, folgte ihm bescheidenen Schrittes unsere Notburga mit einem kleinen Bündelchen unter dem Arme. Sie wurde als Schaffnerin über Knechte und Mägde gesetzt, und obwohl jünger als sie, gewann sie doch das Vertrauen und die Liebe aller. So verging ein Tag wie der andere: im Sommer unter den duftigen Linden des Schloßhofes, im Winter am breiten grünen Kachelofen des Sadems beim schnurrenden Spinnrad.

Ein Frühling brachte jedoch nicht blos Veilchen und Rosen, er brachte mit Veilchen und Rosen eine holde, reiche, üppige Frau Ottilie, die sich der Junker als Gattin erkoren. Schön, prächtig, glänzend wie ein Pfau, aber auch stolz, herrschsüchtig und tückisch wie ein Basilisk! So lang das alte Paar die Zügel führte, mußte sie sich schmiegen und fügen; kaum

hatte jedoch dieses die Augen geschlossen, so war sie obenaus und nirgendsan! Sie drückte Notburga, welche sie mit dem Instinkt gemeiner Naturen haßte, obwohl ihr diese nie etwas zu Leid gethan, zur gemeinen Hausmagd herab, spottete und quälte die Arme von früh bis spät, daß sie gern aus diesem Fegefeuer der Geduld nach Rottenberg zurückgekehrt wäre; allein ihre Eltern waren auch schon hinübergegangen in die Ewigkeit. So hatte sie niemand mehr als den, welcher es als himmelschreiende Sünde straft, wenn man redliche Dienstboten kränkt und schädigt. Ihm und ihrem treuen Herzen traute sie. Eines trug sie am schwersten: sie konnte bisher



Dürftigen und Unglücklichen, die am Schloßthor warteten, mit Zustimmung der alten Herrschaft Speisereste und abgetragene Kleider spenden; das junge Paar verbot ihr dieses und ließ das „Bettelpack“ unbarmherzig von der Schwelle jagen. Da sparte sich Notburga den kargen Bissen vom eigenen Mund und trug das Wenige den Berg hinab zu einer kranken Frau. Allein der Argwohn hat scharfe Brillen, bald merkte es die Herrin; höhniisch erzählte sie dem Gemahl, wie die so treue Notburga das Haus bestehle und dem Gebot zuwider handle. Er lauerte ihr auf. In der Schürze trug sie Brodstückchen, in der Flasche den herben Wein. Rasch faßte

er sie; sie blieb ruhig stehen und schaute ihm ernst in die zornigen Augen. Er riß die Schürze aus einander: da war es ihm, als fielen Hobelspäne heraus und der Wein schien ihm wie Lauge. Zornig rief er ihr Scheltworte zu, denn er glaubte sich verspottet. Notburga stieg den Berg hinab und labte die kranke Frau; doch als sie zurückkehrte, fand sie das Thor verschlossen, wie vor dem Feinde. Weinend übergab ihr der Wächter das Päckchen mit ihrem Gewand, denn er dürfe sie als Diebin nicht mehr einlassen. Sie ging schweigend in den Abend, in die Nacht hinein. Die Sterne funkelten hell, sie blieb ein wenig stehen, faltete die Hände und wendete sich an den Vater im Himmel, der Alles sieht, Alles hört und zur rechten Zeit an das Licht bringt.

Zenwärts des Inn, uns gerade gegenüber, wenn

auch etwas tiefer, dehnt sich zwischen zwei Bergen eine Ebene, dahinter spiegelt ruhig und unbewegt der Achensee die Wolken, noch weiter rückwärts ragen die steilen Schrofen des Kar. Zur Hochebene führt von Zenbach die Straße durch eine waldbige Schlucht empor, auf der Fläche wechseln gelbe Saatselder mit grünen Wiesen, neben dem spitzen Kirchturm, — ich zeig' euch die Richtung mit dem Finger, — verbirgt sich links ein Bauerhaus zwischen Apfelbäumen. Dort trat Rotburga in den Dienst. Hatte sie früher in der Speisekammer und im Keller gewirthschaftet, so ging sie jetzt mit Knechten und Dienern auf das Feld und arbeitete gleich ihnen im Schweisse des Angesichts. Der Bauer, der sie gedungen, war eben ein Bauer wie viele andere; wuchs ihm das Korn aufwärts entgegen, so beugte er sich, den Thieren gleich, niederwärts tief zum Acker, welcher seiner Eier nicht genug lieferte.

Mit dem ersten Hahenschrei trieb er die Dienstboten auf das Feld, und wenn die Sonne unterging, schüttelte er unwillig den Kopf. Rotburga klagte nie; sie that, was er befahl, und noch mehr aus Liebe zu den Kindern, die seit dem Tode der Mutter verwahrlost wie das Unkraut aufwuchsen. Was sie in der Stadtschule zu Rottenberg gelernt, lehrte sie ihnen wieder; der rohe Bauer meinte zwar, es wäre besser, wenn sie Erbsen ausklaubten; da jedoch keine Arbeit versäumt wurde, so hörte er auf zu brummen. Nur einmal widersprach sie ihm fest und entschieden. An Feierabenden vor den Festtagen herrscht auf dem Lande der schöne Brauch, daß durch die Kirchenglocken die Arbeit etwas früher eingestellt wird, als sonst. Die Menschen sollen Leib und Kleider für das Fest auf morgen reinigen, sie sollen auch ihre Seele zur Feier würdig vorbereiten.

Es war Anfangs Juli, der Bauer wollte mit seinen Leuten den Roggen einbringen, damit er ihm nicht über den Sonntag auf dem Acker bleibe und Montags eine neue Arbeit beginnen könne. Noch war die Sonne nicht unter, da klang dreimal das Glockenzeichen vom Thurme. Die Schnitter beteten ihren Abendsegen und wollten sich heimwärts wenden. Da fluchte der Bauer, daß der Küster die Glocke

zu früh gezogen; vor der Dämmerung dürfe keiner fort vom Schwahd, eh' es in Garben gebunden auf dem Wagen liege. Knechte und Mägde murrten, er fluchte noch toller, da rief Rotburga: „Ich laß es darauf ankommen, wer Recht hat: wenn ich meine Sichel emporwerfe und sie bleibt am Sonnenstrahl in der Luft hängen, dann füge dich in Demuth, sonst wollen wir fort arbeiten in die tiefe Nacht.“ Der Bauer grinste höhniisch, da warf sie die Sichel empor und diese schwebte in der Luft schimmernd wie der Mond. Den Bauer faßte Entsetzen; sein Troß war gebrochen, daß er nie mehr wagte, Unrechtes zu verlangen.



Seit der Vertreibung Rotburga's war Rottenburg eine Stätte des Unglücks geworden. Kriege brachen herein, bairische Schaaren verwüsteten das Thal und besetzten das Schloß. Siegfried kämpfte gegen seinen Bruder, der wilde Zwist verheerte Alles. Dazu der häusliche Jammer! Anstatt in die Wunden Balsam zu träufeln, wurde Ottilie verbißener und herrschsüchtiger; die braven und rechtschaffenen Dienstboten kündeten ihr auf und verließen das Schloß, schlechte kamen und häuften Unheil auf Unheil. Nach einem Leben voll Bitterkeit und Verdruß erlag das stolze Weib

endlich einer schweren Krankheit. Das Volk erzählte, daß sie in den Gemächern der Burg Nachts als Gespenst spuke und die erschreckten Bewohner um ihre Fürbitte ansehe, damit sie von den Qualen, zu welchen sie bis zur Sühnung ihrer Frevel verdammt sei, erlöst werde. So gleicht ein böser Mensch dem verzehrenden Feuer; auch wenn es ausgebrannt ist, hinterläßt es Mauern und Gebälk beschmutzt von schwarzem Ruße und erfüllt noch lange den Raum, wo es wüthete, mit Brandgeruch.

In seinem Elend erinnerte sich der Graf an Rotburga, wie mit ihr das Glück im Schlosse eingekehrt und mit ihr aus dem Schlosse verschwunden sei. Denn ein guter, edler Mensch wirkt nicht bloß unmittelbar durch seine Thaten, mit seiner Gegenwart lehrt auch Frieden und Segen am Herde ein, wo er sich niedergelassen.

Er ritt hinauf zum Bauer nach Eben, so heißt das Dorf, und sie folgte ihm auf das Schloß, welches

für sie so reich an freundlichen und bitteren Erinnerungen war. Und es wurde auf dem Schlosse wieder, wie es in den Tagen des Glückes gewesen: eine neue Gebieterin zog durch das festlich geschmückte Thor, sie glich der edlen Mutter des Grafen, der sich dieses Mal vorsichtig die Braut unter den Edelfräulein Tirols erkoren hatte. Ja es wurde wieder, wie es unter Gutta gewesen!

Notburga aber waltete nicht bloß als Schaffnerin im Hause; weither kamen die Leute, welche guten Rath's bedurften, zur Tochter des schlichten Bürgers von Rottenberg. Vor Allem gelang es ihr, entzweite Gemüther zu versöhnen, Eltern mit Kindern, Gatten mit Gatten, Brüder mit Brüdern, so daß durch sie das schöne Wort: „Selig sind die Friedfertigen“ zur vollen Wahrheit wurde.

So nahte sie dem Ende ihrer irdischen Bahn. Am 14. September 1313 verschied sie. Aus allen Thälern strömten Menschen zusammen, die sie verehrten wie eine Heilige. Vor dem Tode hatte sie den Grafen gebeten, er möge ihren Leichnam in einen schlichten Sarg auf einen Wagen legen und an dessen Deichsel zwei weiße Stiere spannen lassen; sie bedürften weder eines Führers noch eines Treibers. Es geschah. Die Menge des Volkes folgte betend dem Gespann. Die Stiere zogen langsam den Berg hinab zum Inn, die Wellen theilten sich, sie schritten hindurch, die Begleiter nach, ohne sich den Fuß zu neigen. Auf einem Anger bei Jenbach rasteten die Stiere, — dort wo die weiße Kapelle steht. Dann bergauf, zum Eben, vor der Kirche machten sie Halt und legten sich nieder. Der Sarg wurde von Jungfrauen herabgehoben, in die Kirche getragen und dort unter einer Steinplatte vor dem Hochaltar begraben. Der Ruf Notburgas erhielt sich; von allen Seiten kamen die Wallfahrer und so fort durch die Jahrhunderte. Um 1620 zeichnete der berühmte Arzt Guarinonius ihre Lebensgeschichte auf, wie sie sich in der mündlichen Ueberlieferung der Bauern fortgepflanzt, weitergebildet und mit manchen wunderbaren Thaten geschmückt hatte. Die Fürsten des Landes ehrten das Grab der frommen Magd; 1718 erhob man ihre Gebeine aus der Erde, zwei Gräfinnen von Tannenberg fasten sie zu Schwaz 1735 in Gold und Seide. So prangt sie jetzt auf dem Hochaltar hinter einem Vorhange; die Wände der Kirche sind mit Motivtafeln, welche Wallfahrer als Zeichen frommer Gelübde, inniger Verehrung malen ließen, überdeckt. Notburga wurde die Heilige für Dienstboten und Arbeiter. Allerorts begegnen wir ihrem Bilde; in der Einsamkeit des Waldes am Achensee steht es aus Holz geschnitzt übergroß vor

der Brücke, über die man nach Falzthurn wandert. Als schlichte Magd gekleidet, den Goldreif um das Haar, hält sie in der Rechten die Sichel, in der Linken trägt sie den Brotwecken und die Flasche. Die Hirten legen ihr rothe Alpenrosen und blauen Enzian zu Füßen. Oft schreitet sie über die Bretter des Bauerntheaters, und das Volk betrachtet stets mit Rührung diese Gestalt, welche im besten Sinne ganz ihm gehört.

Das ist die Geschichte von Notburga. —

Es beginnt im Thal zu dämmern, um die grellen Kalkschrofen des Sonnwendjoches fließt noch das Abendroth, es erblaßt allmählig, fast unheimlich starren die weißen Zacken zum Himmel empor. Droben liegt ein runder See; wie die Nebel der Nacht über seine düstere Fläche hinflattern, schweben die Schatten uralter Sagen um seine Ufer. Im Sande sind Goldkörner verstreut, aber verzaubert, daß sie niemand findet, ein ungeheurer Drache windet den schuppigen Leib aus der Tiefe empor und schreckt die Fische auf dem See. Wer sich in der Nähe niederläßt und einschläft, erwacht plötzlich mit dem Leib zur Hälfte im Wasser. Ein Hirt sah einst aus dem schwarzen Abgrund einen Wagen steigen, an der Deichsel hing eine Kette, die ersten Glieder aus Gold, dann Silber, die letzten ehern. Er wagte nicht anzufassen, und der Wagen verschwand wieder. Manchmal tritt eine schöne, weiße Frau aus der Felsengrotte; wer sich getraute, ihrer Einladung zu folgen! Sie besteigt den geheimnißvollen Wagen und fährt mit einem weißen Stiergespann zu Thal; auch vor ihr theilen sich die Wellen der Flüsse, bis sie in der Nacht verschwindet.

Oft brüllt der See wie ein Stier, er fordert sein Opfer. Am Eingange der Schlucht vor Brandenberg stand das jetzt aufgehobene Kloster Mariathal, hier hatte man Messen gestiftet, daß sein Wasser nicht ausbreche und das ganze Land verschütte. Nur einmal im Jahre konnte man sich ihm ohne Gefahr nähern, am Tage der Sonnenwende! Da flammen auf den Böchern rings die Sonnenfeuer und leuchten geheimnißvoll aus seinem schwarzen Spiegel, die Senner springen jauchzend über die brennenden Scheiter und der laute Wiberhall tönt von den Felsen, in deren Rissen sich sonst nur die Bergdrossel oder die Ammlerche birgt.

An diesem See opferten unsere deutschen Väter der Göttermutter Hertha.

Doch es dunkelt bereits; der Senner dort nimmt euch gern in seine Hütte auf, ich aber will heimwärts mit den Steinen, die ich zusammengeklaut.

Gut Nacht!

Vergißmeinnicht.

Von

H. Viehoff.

Holzchnitt nach einer Original-Zeichnung von C. F. Seidel.



Hervorgerufen durch des Schöpfers Werke,
Stand blumenprangend da die junge Erde;
In bunten Farben lachte Wald und Feld.
Da ließ von Himmelsböhn der Herr der Welt
Zur Erd' hinab der Blumen Engel schweben
Und jeder einen holden Namen geben.
Und wie er nun daherschritt durch die Fluren,
Da kam der Menschen Erstlingschaar mit Lust
Und folgte voller Andacht seinen Spuren
Und grub die sinn'gen Namen in die Brust.
Der Genius glaubte sein Geschäft vollbracht,
Und rings gab durch erhöhte Farbenpracht
Der Blumen stille Dankbarkeit sich kund,
Als, nah des Engels Fuß, im Wiesengrund
Ein blaues Blümlein, von dem Laube dicht
Umwoben, leise rief: „Vergiß mein nicht!“ —
„Wie konnt' ich dich vergessen, lieblich Wesen,
Weil dieß bescheidne Plätzchen du erlesen?“
So sprach der Engel liebevoll bewegt.
„Als Name sei das Wort dir beigelegt,
Womit du mich gemahnt an meine Pflicht;
Und mahne du, mein hold Vergißmeinnicht,
Mit deinem milden Aug' voll Himmelsbläue
Fortan der Menschen Herz an Lieb' und Treue.“

Der kleine Gratulant.

Von

Karl Reinhold.

Holzchnitt von Hugo Bärner.

Ich gratulire deinem Püppchen
Zu seinem heut'gen Wiegenfest,
Und wünsche, daß es sich sein Süppchen
Noch lange Jahre munden läßt.

Auch bring ich hier dem lieben Kinde,
Nachdem ich weit und breit das Land
Durchsucht nach einem Angebinde,
Die größte Rose, die ich fand.



Der Hauslegen.

Ein Bild aus dem Kinderleben.

Von

Isabella Braun.

Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen

von

J. Füllhaas.

IV.



alles kam zu gutem Abschluß, zwar nicht schnell, nicht in Monaten, aber doch in Jahren: der Prozeß wurde gewonnen, die Baronin gelangte in den ungeschmälerkten Besitz ihres Vermögens, in den Bezug ihres ansehnlichen Wittthums. Sie besaß nun Mittel genug, um die Stadtwohnung als Absteigequartier be-

halten, in Meran überwintern, das Landhaus kaufen, es umzubauen, Garten und Park anlegen zu können, wie es bereits Eingang geschilbert wurde.

Und Fränzchen? Nach der Reihe will ich nun berichten wie es Fränzchen ging.

„Ging?“ Das Wort paßt eigentlich nicht, denn Fränzchen ging nicht einen Schritt vorwärts. Der rechte Fuß begann ihm zu versagen, es zeigte sich eine stets zunehmende Anschwellung des Knöchels, ohne irgend eine äußere Veranlassung durch Stoß oder Fall. Wieder wurde der Arzt herbei beschieden, und das Kind weinte nicht, wie es Kinder gewöhnlich bei Nennung dieses gefürchteten Namens thun; sie hatten ja bereits Freundschaft geschlossen. Fränzchen lächelte ihm entgegen, und als er sich zu ihrem Bett niederbeugte, schlang sie beide Arme um seinen Nacken, um sich aufzurichten ohne den schmerzenden Fuß zu bewegen.

Der Fuß wurde gründlich untersucht; es that weh, aber die Patientin hielt tapfer aus. Jetzt sprach der Arzt: „Was sagst du dazu, Fränzchen, wenn wir mitten im Sommer „Winter spielen“ und Eis darauf legen?“ — „Ja!“ erwiderte sie mit ihrem kurzen, zustimmenden Tone und Kopfnicken, ertrug die Eisüberschläge mit Heiterkeit und machte ihre Späße dazu, indem sie zum gesunden Fuß sagte:

„Du mußt Haus hüten und darfst nicht mit aufs Eis.“

Aber auch diese Kur half nichts. Nun wurde der Fuß eingewickelt, vergipst, — sie durfte ihn nicht bewegen, sie durfte sich in ihrem Bette nicht rühren. Dennoch gingen dem Fränzchen weder Geduld noch Späße aus. Sie betrachtete den Fuß wie ihre Puppe und redete beständig mit ihm. Eines Tages frug der Arzt: „Was macht das arme Füßchen?“ und sie antwortete: „Es ist ja kein armes Füßchen! man hat es sehr lieb und bedient es, wie einen Prinzen.“ — Von nun an nannte sie den kranken Fuß ihren „Prinzen“ und Alle — Doctor, Mama, Gabriele, die Jose und sie mit eingeschlossen — bekamen Hofämter zugetheilt, wie sie aus einer Märchenerzählung gelernt hatte.

Alles im Hause gruppirt sich um das Mädchen; denn obwohl sie wieder leicht aufathmete und gleich einer Rose erblühte, obwohl der Fuß weniger schmerzte, konnte sie doch nicht auftreten. Sie verbrachte den ganzen Tag im bequem eingerichteten und durch einen Druck beweglichen Rollstuhle. Auf diese Weise hatte sie das siebente Lebensjahr erreicht, fast unzertrennlich von ihrer Mutter. Wer zum Besuche kam, wurde in die große Bohnstube, Fränzchens eigene Welt, geführt. Man glaubte in einem Gewächshause zu sein, wo zwischen Blumen und Gesträuchen Sisi herumflog, unbelästigt vom Hündchen Monkei, das seine Kunststücke bereitwilligst machte. Da gab es allerlei zu sehen: einen Teich, von Farrenkräutern umsäumt, in welchem Gold- und Silberfische schwammen, einen Park mit Ruhebänken für die Puppen, sogar ein zweistöckiges Puppenhaus und noch vielerlei Gegenstände zu Spiel und Gebrauch.

Obwohl also Fränzchen sich in den Lehrjahren der Kindheit befand, hatte der Arzt jede derartige Anstrengung verboten; dennoch lernte sie in anderer Weise beständig. Wenn Gabriele aus dem Institute nach Hause kam, glänzten ihr Fränzchens Augen

fragend entgegen und sie rief: „Erzähl mir etwas von der Schule!“ — Diese aber setzte sich zum Schwesterchen und wiederholte Alles, von Weltgeschichte, Geographie, der Natur und was sie in den Büchern gelesen. Wie eifrig mußte Gabriele aufgemerkt haben, wie klar mußte es in ihrem Geiste haften, um es dem Verständnisse des Kindes anzupassen! O, es waren viel schönere Geschichten, als jene, welche Gabriele bisweilen vorlas von schlimmen Knaben und Mädchen, über die sich Fränzchen wunderte und betrübte. Aber diese „Märchen“ — so nannte das Kind alle Erzählungen von Kaisern, Königen, Rittern und fremden Thieren — die waren sehr schön! Und weil dieß alles der kranken, kleinen Schwester so gut gefiel und sie dabei lernte, ohne zu lernen, verdoppelte Gabriele Aufmerksamkeit und Fleiß, und weil sie daheim stets Alles wiederholte und auf Fränzchens Bitten immer aufs neue erzählte, haftete es fest in ihrem Geiste, nachdem die anderen Zöglinge es längst vergessen hatten, und Gabriele nahm dadurch in der Schule den ersten Platz ein. Dieß kam nur vom „kleinen Hausseggen“.

Aber noch in anderer Weise spürte Gabriele diesen Hausseggen an sich. Sie war durch die erwähnten Erfolge ein etwas ehrgeiziges Mädchen geworden und dürstete nach Lob, das sie reichlich zu verdienen strebte. — Kaum hatte sie also ihre Erzählungen beendet, als sie auch schon zu den Hausaufgaben eilte und neben Fränzchens Rollstuhle schrieb oder auswendig lernte. Das Kind war viel zu jung, um diese Wichtigkeit der Sache zu begreifen, und störte also durch Fragen oder Bitten. Da hieß es: „Gabriele, bring mir Sisi im Käfig“, — „Gabriele, ich möchte trinken“, — „Gabriele, Monkei scharrt an der Thüre, laß ihn doch herein“, — „Gabriele, bist du noch nicht fertig?“ —

Eben zerbrach sich das fleißige Mädchen den Kopf über einem schwierigen Rechnungsansatz und meinte, auf der Spur zu sein, als solch eine Bitte Alles zerstörte. Da rief sie ärgerlich, wie niemals zuvor: „Laß mich doch einmal in Ruhe, du Plagegeist!“

Fränzchen verstummte; sie weinte nicht, aber sie war erschrocken über dieses seltsame, böse, böse Wort. Todtenstille herrschte. — Gabriele konnte jetzt ungestört nachdenken, und dennoch ging's nicht, sie mußte scheu nach Fränzchen blicken, das regungslos im Stuhle saß und nicht einmal die Mama bemerkte, welche während der Scene eingetreten war. In weiser Mutterliebe für ihre beiden Töchter sagte diese jetzt nichts; als aber Fränzchen immer noch schwieg, frug sie leise, zu ihr herab gebeugt: „Was ist meinem Fränzchen?“ und nun legte die Kleine das Haupt

an der Mutter Brust; das innere Weh brach gewaltsam los und sie rief unter Schluchzen: „Mama, ich bin solch ein Plagegeist! o, solch, solch ein Plagegeist!“

Gabriele war augenblicklich an ihrer Seite. O, sie hatte über das rasche Wort ja bereits eine quälende, vorwurfsvolle Reue empfunden. — Die liebe Kleine mit ihrem Leiden, das sie so heiter und geduldig ertrug, sollte eine Plage für Andere sein! — Sie schlang die beiden Arme um ihr Schwesterchen, von der andern Seite kamen die beiden Arme der Mutter; zwei Lippen küßten die linke und zwei die rechte Wange, und nun brach Fränzchen durch das Schluchzen in ein glückseliges Lachen aus und es regnete Liebkosungen und Schmeichelworte.

Die Mutter brauchte keine Predigt zu halten, denn von dieser einfachen Scene ging der Segen über Gabriele aus, ihre Geduld trotzte jeder Unterbrechung. Aber auch Fränzchen hatte etwas gelernt. Ein Blick auf die im Nachdenken versunkene Gabriele scheuchte das fragende Wort von den bereits geöffneten Lippen. Sie sah verstohlen hin, bis die günstige Zeit gekommen war und sie dann jubelnd rufen konnte: „Bist du fertig, Gabriele?“ —

Aber noch Andere, außerhalb des engen Familienkreises, standen unter dem Einflusse dieses Hausseggens. —

Zilli, das ländliche Stubenmädchen und zugleich Fränzchens Zofe und Wagenschieberin, besaß manche bildungsfähige Eigenschaft, und die Baronin ließ es nicht an Geduld fehlen, das junge Mädchen abzurichten. Es gab freilich viel zu ermahnen und zu verzeihen, aber schließlich hieß es immer: „Alles will ich vergeben, nur nicht Lug und Trug, diese Wurzeln der Schlechtigkeit. Beim ersten Vorkommen solcher Art verlässest du mein Haus.“

Dieser großen Fehler hatte sich Zilli niemals schuldig gemacht, und die übrigen stammten mehr aus Unwissenheit und Leichtsinne, als aus bösem Willen. Nur was im Katechismus verboten war, galt ihr als Sünde. Darunter befand sich nichts von einer Ausrede, vom Horchen, Plaudern, der Neugierde, und wie derartige schlechte Angewohnungen heißen. Nur wenn die Sonne höherer Erkenntniß dem Gewissen leuchtet, gewahrt man sie, gleich wie der feine Staub erst sichtbar wird im Sonnenglanze.

Eines Nachmittags hatte die Baronin mit Gabriele einen nothwendigen Ausgang zu machen und ließ Fränzchen in Zillis Obhut. Es bedurfte keiner besondern Ueberwachung, Zilli konnte in und außerhalb des Zimmers ihre Geschäfte besorgen, Fränzchen verstand es trefflich, allein zu spielen und

saß heute vor ihrem großen Puppenhause, emsig beschäftigt, es neu einzurichten und ein Gastzimmer in Stand zu setzen. Sie besaß ja so viele kleine und große Puppen, wie der Marionettenkasten des Schauspielers. Da gab es eine Mama und einen Papa, Kinder und Gespielen, eine Köchin und eine Zofe, und zu Weihnachten waren auch Gäste angekommen, für diese mußte Platz gemacht werden. Da saß sie also seelenvergnügt, auf ihrem Schooße aber spann und schnurrte die weiße Mulli, während Monkei voll Eifersucht über diesen Vorzug empor blickte, alle paar Minuten aufwartete und bittend das Käglein zu verdrängen suchte. —

Wie schon bemerkt, glich die große Stube einem Gewächshause und einem Karitätenladen zugleich; denn es standen auf Consolen und Schränken allerlei Kästchen, Vasen, Gläser, Büsten, kurz Alles, was in das Reich der Nippfachen gehört und Fränzchen

Vergnügen machte. Zille hatte schon manchen Blick der Neugierde darauf geworfen, doch sie durfte die schönen Sachen nicht einmal abstäuben, dieß that die Baronin selbst, um nichts in Gefahr zu setzen. Besonders war Zillis Neugier durch ein vergoldetes Kästchen angelockt, welches erst seit wenigen Tagen dort neben dem Wappenfelche stand und — wie wunderbar! — Musik aufspielte, ohne daß eine Hand es berührte. Nachdem ein Stückchen beendet war, schwieg es eine kurze Weile, dann gings von neuem an und zwar ganz anders! — Zille hatte Nachts davon geträumt und es sich in den Kopf gesetzt, das Kästchen bei nächster Gelegenheit zu unterjuchen. Eine günstigere, als eben jetzt, gab es nicht. Fränzchen saß hinter dem Puppenhause und der Orangenbaum stand auch noch dazwischen. Sie schlich also zur Consolle, streckte sich auf den Fußspitzen, weil sie etwas klein war, nahm das Kästchen herunter, öffnete den Deckel und sah nun sonderbare Walzen mit

Stiftchen. Wie gerne hätte sie dieselben angerührt; aber — aber — wenn plötzlich die Musik begänne und Fränzchen es merkte? — In diesem Augenblicke, wo es hieß: — soll ich, oder soll ich nicht? — vernahm sie Tritte und Stimmen auf der Treppe — und in der Angst stellte sie zitternd das Kästchen auf den Platz; weil sie aber nicht hinaufreichte, stieß sie an den Pokal — kling kling — lag er auf dem Boden — Monkei fuhr bellend empor, Müll sprang von Fränzchens Schooß mit einem Satz in die Mitte der Stube.

In diesem hochpeinlichen Augenblicke öffnete sich auch die Thüre, die Baronin und Gabriele blieben

wie festgewurzelt stehen und die Erstererief: „Mein kostbarer Wappenkopf! — Zille — was hast du gethan! Mädchen! bist du stumm geworden? — So antworte doch!“ —

Jetzt athmete die arme Sünderin tief auf und stotterte: — „Die Katze! die elende Katze!“ und

trieb das unschuldige Thier, um nur selbst zu entweichen, aus der Stube. —

Ja, es war die Katze gewesen; Gabriele hatte mit eigenen Augen den Sprung gesehen. Traurig hoben beide die Gläser auf. Der Wappenkopf, aus dem bei ihrer Hochzeit, bei Gabrielens und Fränzchens Geburt und manchen Festen Gesundheit getrunken worden war! „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ — seufzte die Baronin; sie hob die Trümmer mit dem Wappen sorgfältig auf, dann klingelte sie dem Stubenmädchen, um die Splitter zusammen zu kehren. Zille erschien so zaghaft und theilnehmend, als ob die Sache sie selber angehe und brachte, ihrer Gewohnheit zuwider, kein Wort über die Lippen. Die Baronin aber sagte: „Daß mir die Katze nie mehr in das Zimmer kommt!“ — Damit war die Sache abgethan.

Nun erst frug die Mutter: „Wo ist Fränzchen? — Was? so mäuschenstill vor ihrem Puppen-



haus, die Hände im Schooße? — Du hast wohl geschlafen? — Nicht? — Was ist dir denn?“ —

Doch Fränzchen antwortete nichts und saß immer noch da, wie in einem Banne. Die Mutter hielt es für Schrecken über das Vorgefallene; — aber es war etwas Anderes, etwas noch Unklares im Geiste des Kindes. Die Glascherben klirrten darin, und darauf hörte sie Monkeis Gefläß und fühlte die Müll vom Schooß herab springen, erst nachdem es geklirrt hatte. Nein, die gute, weiße Mülli war nicht die Verbrecherin; wie hätte sie auf ihrem Schooße spinnend das Unheil anstiften können! Und doch war sie angeklagt — von Zilli angeklagt! und doch war sie hinausgejagt und für immer aus der Stube verbannt worden? — O, wie weh dieses dem Kinde that! sie hatte solches Erbarmen mit der verleumdeten Mülli. Plötzlich stand es klar vor Fränzchen: Zilli hatte es gethan! — Aber jetzt wuchs das Weh und die Angst. Dann hatte Zilli gelogen und sie mußte aus dem Hause! — Zilli war so arm und so gerne da und Fränzchen hatte Zilli lieb! — Aber was hatte die Mutter gesagt? — Lug und Trug seien die Wurzeln aller Schlechtigkeit. O arme Zilli und arme Mülli und armes Fränzchen und arme Mama, die keinen Familienpokal mehr besaß und jetzt auch noch Zilli fortzuschicken mußte. —

Der Zufall oder die Fügung wollte es, daß der Garteninspector aus der Stadt ankam, um neue Anordnungen zu treffen, und also die Baronin mit Gabrielen ihn begleitete. Zilli wurde zu Fränzchen gesendet, weil das Wetter feucht und trübe war, nicht passend zu einer Gartenfahrt für die Kleine. Zilli war in ihrem Leichtsinn überglücklich, so gut durchgekommen zu sein, und trat scherzend zu Fränzchen. Aber bei diesem Anblicke brach der verhaltene Jammer des Kindes in ein solch heftiges Schluchzen aus, daß Zilli verwirrt vor der Kleinen stand, als kurz zuvor bei den Scherben des Pokals. „Ja, ja: was ist's denn nun?“ frug sie und faltete die Hände. Fränzchen schluchzte mit aller Anstrengung die Worte: „Zilli — nicht die Kaze, — du — du hast den Pokal herab geworfen! — du hast gelogen — du mußt fort — aus dem Hause! — und meine arme Mülli darf nicht mehr in die Stube! — O Zilli!“ und dabei hob Fränzchen die nassen Augen und die gefalteten Hände empor zu dem Mädchen. — Zille aber stand da, wie vernichtet, und plötzlich fiel ihr der oft vernommene Spruch ein, den Fränzchen stets beim Anblick des Mondes zu sagen pflegte: Ein Auge ist, das Alles sieht, was in der weiten Welt geschieht.“ — Niemand hatte ihre That gesehen, und doch war sie aufgekommen und die Lüge dazu! —

Deutsche Jugend. II.

Und Fränzchen hatte sie nicht verrathen, jetzt aber würde sie es wohl thun, denn es klang ihr in den Ohren: du mußt fort! —

Wie vernichtet von diesem allem sank Zille vor dem Rollstuhle auf die Kniee und rief: „Und nun werden Sie es der Mama sagen! O, Fräulein Fränzchen, ich muß fort aus dem Hause.“ —

Aber das Kind erwiderte kopfschüttelnd: „Nein, ich sag's nicht; ich verklage nicht!“ — Nach einer kurzen Pause rief sie fröhlich: — „Zilli! — sag du's! — Ich will bitten, daß dir die Mama verzeiht; aber sagen — weißt du, — muß man ihr gar Alles! Sie verzeiht dir, sag's nur! und dann darf auch die Mülli wieder in's Zimmer.“ —

Zilli erhob sich von ihren Knieen, weinend, aber schwankend, ob sie um Verzeihung bitten, es darauf ankommen lassen — oder nur gleich auf und davon laufen sollte. Da streckte Fränzchen die Hand nach ihr aus, und jetzt öffnete sich die Thüre und die Baronin kam, um etwas zu holen. Fränzchen rief ihr entgegen: „O Mama, komm, komm! — Zilli hat Dir etwas zu sagen! Bitte, Mama, sei gut!“ —

Und Zilli gestand gesenkten Hauptes: „Ich — hab gelogen! ich hab das Glas herab geworfen — nicht die Kaze!“ Das letzte Wort glich fast einem Schrei, so heftig brach die Angst hervor.

„Mama! Zilli wird nie mehr lügen!“ gelobte Fränzchen.

Die Baronin stand eine Weile schweigend zwischen den beiden. Dann wischte sie sich eine Thräne aus den Augen, beugte sich zu ihrem Töchterchen, küßte es — und sagte dann zu Zilli: „Ist das dein heiliger Ernst, willst du künftig die Wahrheit reden, selbst wo sie dir Nachtheil bringen kann?“ — „Ja! gnädige Frau! ich will's!“ sagte Zilli mit fester Stimme und leuchtenden Blicken, die sich zu Fränzchen lehrten. „Verzeihen Sie mir das eine Mal, gnädige Frau!“ —

„Es sei dir verziehen! Jetzt geh und hol die weiße Mülli herein! Man muß auch gerecht sein gegen ein Thier.“ —

Zilli eilte fröhlich von dannen und suchte die Kaze, welche sich in einem Winkel verkrochen hatte. Jetzt trug sie dieselbe zärtlich auf den Armen, küßte und streichelte sie für die Schläge, welche sie ihr zur Bestätigung des begangenen Verbrechens zugeheilt hatte, und brachte sie im Triumphe auf Fränzchens Schooß.

Ja, der Hausseggen hatte wieder gewirkt an Zilli und den andern Dienstleuten, welche diesen Vorgang durch das tiefgerührte, dankbare Mädchen erfuhren.

Aber beim hellsten Lichte fehlen auch niemals die Schatten, und eines Tages sah die Mutter solch einen Schatten auf ihr Fränzchen fallen.

Das Kind ordnete mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit die verschiedenen Spielsachen und verhielt sich dabei ganz schweigend. Da frug die Mutter: „Ei Fränzchen, warum so still?“ — und sie antwortete: „O Mama, ich rede heimlich mit den Puppen, und sie antworten mir auch heimlich.“ Die Baronin mochte denken, es wäre besser, wenn ihr Kind mit Kindern spielte, wo Rede und Gegenrede stattfindet, als nur mit Puppen und Menschen, welche ihr stets den Willen thäten. Sie sagte also: Wie wär's, wenn ich dir eine laut redende Gesellschaft einlade! Es giebt genug nette Kinder deines Alters hier, Mädchen und Knaben.“ Fränzchen entgegnete ganz schnell und entschieden: „O bitte, nein, nein, Mama! ich brauche keine Gespielen! ich habe niemals Langeweile! Du bist immer da, und dann kommt Gabriele; ich habe Zilli, die Puppen, die Spielsachen; ich habe die Mülli, den Monkei und Sisi und die Blumen.“

„Aber Fränzchen“ — erwiderte die Mutter, „wir sind keine Kinder.“ —

„Ihr seid mir lieber als Kinder; ich mag nicht mit Kindern spielen.“

„Und warum nicht, kleines, dummes Fränzchen?“

„Weil sie doch nicht bei mir bleiben und weit fortlaufen; weil sie unter einander zanfen und — alle meine Spielsachen in Unordnung bringen, oder gar zerbrechen.“

Da sagte die Mutter mit sehr ernster Mine: „Ei Fränzchen, das gefällt mir nicht von dir; es ist selbstsüchtig! Man nennt es Egoismus; das ist aber eine Sünde und eine häßliche Eigenschaft. Ich will es dir besser erklären. Man darf nicht immer an sich selbst denken, was einem angenehm oder bequem ist, sondern man muß im Gegentheile denken, was Andern wohl thut, was Andern bequem ist. — Und sag mir einmal, Fränzchen, bringst du nicht auch Unordnung in deine Spielsachen? — Zerbrichst du nicht auch hier und da etwas? — Nun wohl, was geschieht hernach? — Du stellst wieder Ordnung her und das zerbrochene Spielzeug wird ebenfalls hergestellt. Ist's denn ein so großer Unterschied, ob das Uebel durch Andere oder durch dich geschieht? — Ich dächte fast, das Letztere ist ärgerlicher, weil uns die eigenen Ungeschicklichkeiten näher angehen, als die fremden. — Willst du dir etwas davon merken, Fränzchen? du horchst ja so begierig auf!“ —

Fränzchen erwiderte in ihrem entschiedensten Tone: „Ja, Mama!“

Die Baronin war durch diesen „Schatten der Selbstsucht“ etwas besorgt geworden, wie man keinen Flecken an einem kostbaren Gegenstande verträgt. Sie mußte den ganzen Tag über daran denken und die Sorge störte ihre sonst treffliche Nachtruhe.

Ihr Lager befand sich in einem großen, aus alter Zeit stammenden Himmelbett, mit geschnitzten Wappen, und das kranke Kind lag immer neben ihr in diesem weiten Raume; ein Nachtlicht verbreitete genügende Helle im Gemach. — In dieser Nacht wurde ihr Schlaf öfters unterbrochen; da jedoch Fränzchen so ruhig neben ihr lag, verhielt sie sich ebenfalls ruhig, um das Kind nicht zu wecken. Doch einmal konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen sich leise empor zu richten, um ihr schlafendes Kind zu betrachten. — Aber Fränzchen schaute die Mama mit offenen, freundlichen Augen an, lächelte ihr entgegen, und schlang die beiden Arme um sie, indem sie sagte: „O Mama, heute dauert die Nacht einmal wieder lang!“ — „Wieder lang?“ entgegnete die Mutter verwundert, und setzte bei: „Hast du nicht geschlafen?“

„Nein, Mama, ich bin ganz wach schon lange, lange!“

„Aber liebes Kind, warum hast du mich denn nicht geweckt?“

„Warum sollte ich Dich wecken, Mama? mir fehlt ja nichts, und es ist so gut zu schlafen. Ich gab mir immer alle Mühe, recht ruhig zu sein.“

„Immer, Fränzchen? — Soll dieß heißen, daß du öfters in der Nacht mit offenen Augen daliegst?“

„Ja Mama! aber mir thut nichts weh. Komm, schlaf wieder ein.“

Bei dieser selbstsuchtlosen Handlung wich der gefürchtete Schatten von dem Kinde, und obwohl es Nacht war, schwamm vor den Augen der glücklichen Mutter ein Licht um ihr krankes Mädchen, als ob der verklärte Vater sie wieder mit dem Himmelskreuze segnete. Die Mutter nahm ihren Liebling in die Arme und schloß kein Auge, bis sie die langsamen, regelmäßigen Athemzüge der Schlafenden an ihrer Brust fühlte. Morgens beim Erwachen sagte Fränzchen: „Aber heute Nacht war's gut!“ —

Das Kinderleben besteht aus sich an einander reihenden kleinen Begebenheiten, wie auch kleine Saamenkörner ausgestreut werden, aus denen zur Sommerzeit die nährenden Halme erwachsen. Solch eine Kleinigkeit verschleuchte noch vollends den gefürchteten Schatten.

Tante Frieda kam öftmals aus der Stadt zum Landbesuche, denn sie hatte alle lieb, die Mutter

und ihre Kinder. Aber Fränzchen war doch ihr besonderes Augenmerk und so brachte sie ihr jedesmal eine liebe Ueberraschung. Diesesmal kam eine neue Puppe zum Vorschein, die allerdings eine Ähnlichkeit mit Fränzchen besaß: rosige, abgerundete Wangen, freundlichen Mund, dunkle Augen, die sich rasch bewegten, und wirkliches Haar. Dazu war sie genau angekleidet wie Fränzchen, und o Wunder! in einem eigenen Puppentossier lagen alle Kleider, Tücher, Hüte, wie das Kind sie besaß. Tante Frieda sagte: „Das bist du, die Dame deines Hauses. Sitz nur gleich auf dem Sopha des Salons.“

Das war eine große, große Freude! solch ein herrlicher Gedanke! der konnte nur einer Tante Frieda in den Kopf kommen! — Von jetzt an brachte Fränzchen die eigene Person und die Puppe nicht mehr aus einander; ja, wenn dieselbe gestossen wurde, hätte sie schreien mögen, und wenn Gabriele ihr etwas unsanft das Haar kämmt, fuhr Fränzchen mit beiden Händen gegen den Kopf und bat: „Zaus mich nicht so!“ —

Beim stets wechselnden Spiele kam es Fränzchen nun eines Tages in den Sinn, für ihre Puppenkinder eine Gouvernante zu nehmen, und wählte aus ihrem Vorrathe ein solid aussehendes Fräulein. Noch am selben Nachmittag sollte das „Fräulein“, wie es kurzweg genannt wurde, eintreffen, und es mußte für sie ein Zimmer ausgewählt und eingerichtet werden. Es entstand nun die Frage, wohin man das Fräulein logiren sollte? Gabrielens Vorschlag ging auf's Mansardenzimmer; Fränzchen war jedoch nicht einverstanden: es sei zu entfernt von der Kinderstube und die Treppe zu steil und unbequem. Dann meinte Gabriele, neben der Küche wäre noch ein Stübchen; aber Fränzchen erwiderte beinahe entrüstet: „Wo es immer nach dem Essen riecht? jub! — das Fräulein muß ein besseres Zimmer bekommen!“ — „Aber es ist kein anderes mehr da!“ versicherte Gabriele. Plötzlich rief Fränzchen: „Ich hab's! — ich überlasse dem Fräulein mein schönes Vouloir! das wird ihr aber gefallen!“ — „Wo empfängst du sodann deine Morgenbesuche?“ gab die Schwester zu bedenken, und die Dame des Hauses erklärte: „Ich kleide mich Morgens schneller an, als bisher und gehe vom Schlafzimmer in den Salon! Die Mama hat's einmal gesagt, man darf nicht immer nur an sich und seine eigene Bequemlichkeit denken.“ —

Beim nächsten Besuche der Tante Frieda ging es schon stark gegen den Herbst, und wieder spannten sich die glänzenden Silberfäden durch die Luft, und wieder kam über Fränzchen das selige Weihnachts-

gefühl, denn sie lebte noch in der Nähe des Kinderhimmels voll Glauben an die höhere Abstammung der Weihnachtsgaben. Ihre schönsten Spielsachen waren ja nichts gegen eine schlichte Kleinigkeit vom Christkind. Zu der letzten Weihnachtszeit hatte sie sich über einen bekannten, bereits im Kaufladen gesehenen Gegenstand höchlich verwundert und die Mutter ihr die Erklärung gegeben: das Christkind ertheile bisweilen den Menschen solche Aufträge, besonders aber, daß man den armen Kindern in seinem Namen zu Weihnachten bescheeren solle, und sie wollte deshalb mit Tante Frieda ebenfalls solche Armenbescheerung herrichten; Gabriele und Fränzchen seien hierzu eingeladen, z. B. könnte man ihnen abgelegte Kleider, Schuhe, Tücher, und was nächstens abgelegt werde, geben und alles dieses zuvor hübsch ausbessern, bügeln und putzen. —

Das war ein jubelnd aufgenommener Vorschlag. Von jetzt an gab es Beschäftigung in Hülle und Fülle, so, daß die „Dame des Hauses“ langweilig herumsaß und das Fräulein und die Kinder einmal die ganze Woche über nicht aus dem Bette kamen. — Nebst der Arbeit war Fränzchen ängstlich besorgt ihre Kleider zu schonen, weil diese im Winter abgelegt und mit zur Bescheerung genommen werden sollten. Sie weinte bitterlich über einen unvorsichtig hineingebrachten Fettsleck, und konnte nur durch Anwendung von Benzin wieder getröstet werden. — Doch ihr liebevolles „Christkindherz“ verlangte nach einer wirklichen, eigenen Spende. Sie bat die Mutter, alle ihre Puppen, die nicht zur Familie und zum Hause gehörten, gleichfalls opfern zu dürfen, damit die armen Kinder auch ein Spielzeug hätten; sie wollte aber gewiß keine andern dafür; die Puppenfamilie brauchte so wenig eine Gesellschaft, wie sie, Gabriele und Mama.

Und so kam's! und so gab's eine echte selige Gnadenzeit! Nur Glanz strömte um die Familie, kein Schatten legte sich dazwischen. Aber auch mit Fränzchens Fuß hatte es sich bedeutend gebessert. Die vor Jahren ausgesprochene Hoffnung des Arztes war in Erfüllung gegangen, und er erinnerte die Baronin an die Worte. „Ich habe schon schlimmere Fälle sich zur vollen Genesung entwickeln sehen; nur dürfen wir beide die Geduld nicht verlieren.“ Niemals war sie den beiden abhanden gekommen, und sogar dem kleinen, nun herangewachsenen Fränzchen nicht. Beim Anfange der Besserung ging sie am Arm der Mutter, dann mit dem Stocke allein durch's Zimmer, und alle im Hause jubelten darüber. Später ging sie auf der ebenen Landstraße, während der Kollwagen nebenher fuhr für den Fall einer Er-

mündung. Wie glücklich sah die Kleine dabei aus und grüßte alle Kinder und alle grüßten sie; alle wichen aus ihrem Wege, und wenn ein wilder Knabentrost sich balgte, löste sich bei ihrem Herannahen der Knäuel, sie zogen die Mützen und grinsten einen freundlichen Gruß; hatte sie etwas zu Boden fallen lassen, so rausten sich förmlich die Knaben um die Ehre, es aufheben und Fränzchen nachtragen zu dürfen, und manches kleine Mädchen bot ihr einen Blumenstrauß.

Für Fränzchen war so Vieles neu; darum blieb sie gern bei Handwerkern stehen und beobachtete scharf. Am besten gefielen ihr die Schnitter in Feld und Au, und manchmal lag sie auf einem Heuhaufen, emporklickend in den Aether, wo Abends die Sterne und der Mond hervorkamen, und lauschend auf den Vogelgesang und die Stimmen der Natur. Die Mutter störte Fränzchen nicht und gönnte ihr diese lebensvolle Poesie.

So war Fränzchen neun Jahre geworden und durfte auch allein in Hof und Garten gehen. Eines Tages folgte auf Regen Sonnenschein, solch ein prächtiger, lieber Sonnenschein, daß er sogar die

stehengebliebenen Pfügen vergoldete. Fränzchen trieb sich im Hof umher und kam zu solcher Pfüge. Da wandelte sie unbezwinglich die seltsame Kinderlust an hineinzuputschen, bis es tüchtig empor spritze. — Sie that's, es spritzte so tüchtig, daß ihre beiden vorher glänzenden Schuhe mit Roth förmlich überdeckt waren. Nie vorher empfundener Jubel erfüllte das Kinderherz, und sie lief, so eilig sie vermochte, zur Mutter, zeigte ihr die beschmutzten Schuhe und rief: „O sieh nur, Mama! jetzt kann ich's machen, wie die andern Kinder!“ —

Und — die Mutter weinte vor Freude! Sie hätte am liebsten die kothigen Schuhe so, wie sie waren, in den Schrank gestellt zum Andenken, daß ihr ehemals lahmes Kind „herumpatschen“ konnte. Aber sie sagte doch mit weiser Mäßigung ihrer Freude: „Fränzchen! einmal und nicht wieder!“ — und das Kind verstand sie und antwortete: „Ja.“ —

Das ist die wahre und einfache Geschichte vom „Haussegen.“ Möge Gott ihn fürderhin bewachen, damit er eine lange Lebenszeit fortbaure und sich immer schöner und reicher entfalte! —

Jahreskind von Hermann Klette.

Illustration von Hugo Bürkner.



Ist mein Kindlein, ist mein Kindlein
Heut ein volles Jahr!
Hat ein kirschenrothes Mündlein,
Neuglein frisch und klar!

Kommt nun alle nach der Reihe,
Wer es sehen will;
Doch daß nicht mein Kindlein schreie,
Haltet euch fein still! —

Kam die Henne mit der Haube,
Kam der stolze Hahn,
Und die zahme Turmeltaube
Lacht das Kindlein an.

Kommt das ganze Hofgesinde
Mit dem Raben noch —
Nein, zu voll wird's meinem Kinde,
Bitt' euch, wartet doch!



Deutscher Kinder Aquarium.

Von

Carl Rohrbach.

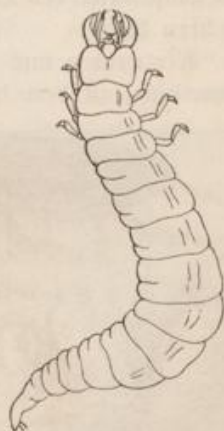
Initial-Bigette von Fedor Klinger.

on verschiede-
nen Seiten
ist mir, seit
ich in der vorigen
Nummer von euch
Abschied nahm, die
Nachricht zugegangen,
daß die Thiere, die
ich euch nannte, keines-
wegs so leicht zu finden
wären. Ich kann mir

denken, daß der eine oder andere unter euch sich vielleicht eingebildet hat, die Thierchen warteten in allen Gewässern nur darauf, gefangen zu werden. Das ist nun zwar nicht der Fall, aber sehr häufig sind sie dennoch, und wer nur scharf zusieht, wird bald eins und das andere finden. Man muß erst das rechte Sehen lernen; ich habe es auch erst lernen müssen. Dann aber will ich euch auch noch sagen, daß im Frühling die Zahl dieser Thierchen am kleinsten, im Sommer groß und im Herbst am größten ist. Vorhanden sind sie in großer Zahl auch jetzt, aber viele als Larven, und diese kann ich euch jetzt nicht beschreiben; das würde zu weit führen. Jetzt laßt uns die einzelnen Käfer ansehen!

Der größte unter ihnen allen ist der pechschwarze Kolben-Wasserkäfer (*Hydrophilus piceus*). Sein Leib bildet ein an beiden Enden zugespitztes Oval, oben stark gewölbt, unten stumpf gekielt. Die Taster sind fast so lang als die neungliedrigen Fühler, deren vier letzte Glieder blattartig verbreitert sind. Die beiden hintern Beinpaare sind nach innen bewimpert an ihren Tarsen, die außerdem bedeutend verbreitert sind, um dem Wasser mehr Widerstand bieten zu können. Beim Männchen ist das letzte Glied der Vorderfüße auffallend

verbreitert und plattgedrückt, als wäre ihm hier ein Schwimmfuß oder eine Kelle angewachsen. Dadurch unterscheidet ihr es leicht vom Weibchen. Uebrigens will ich euch die Freude nicht schmälern, selbst eine genaue Beschreibung dieses und der übrigen Käfer aufzustellen, indem ihr besonders die Beine in ihren drei Haupttheilen: Hüften, Schenkel und Tarsen, und bei letzteren wieder die einzelnen Glieder genau ansieht und vergleicht, dann die Fühler und Taster ebenso. Ihr lernt dadurch eine große und für das ganze künftige Leben höchst wichtige Kunst: genau und gut beobachten und vergleichen! Das ist nicht bloß für den Naturforscher wichtig, sondern



für jeden rechten Menschen. Auch die Kiefer und die Augen müßt ihr vergleichen lernen. Je genauer ihr hinsieht, je fröhlicher werdet ihr werden, wenn ihr findet, daß da nichts Zufälliges vorkommt, sondern jede feine Spitze, jede Krümmung, jedes Streifen seine Bedeutung hat. Und kennt ihr einen solchen Käfer erst ganz genau und beobachtet ihn dann bei seinem Leben und Treiben, dann

werdet ihr bald finden, warum er so gestaltet sein muß und wozu ihm alle Einzelheiten seines wunderbaren Baues dienen. Versucht es nur einmal, und wenn ihr nicht dabei die größte Freude erlebt, die euch wahrscheinlich noch je zu Theil geworden ist, dann sagt mir's, und ich will dann offen zugeben, daß ich mich geirrt habe.

Diesem großen Herrn der Sammlung am ähnlichsten ist der lauskäferartige Kolben-Wasserkäfer (*Hydrophilus caraboides*),*



aber freilich ist er nur den dritten Theil so lang, als jener. Indessen jener fünf Centimeter mißt, ist dieser nur sieben Millimeter lang, so daß es aussieht, als wäre er ein junger Käfer von jener Art. Wenn ihr ihn aber auf den Rücken legt, so merkt ihr gleich, daß der Brustpanzer, der bei dem ersten sehr breit gedrückt und als schöner Kiel mit langer Spitze nach hinten die Brust schützt und trägt, hier bei weitem verhältnißmäßig schmaler und kürzer ist.

Wäre er aber auch seinem Vorgänger völlig ähnlich in allen Theilen und nur kleiner, so könnte er doch kein junger Käfer jener Art sein; warum? — Ein Käfer wächst nicht! So groß er im ersten Augenblick seines Lebens ist, so groß ist er auch noch im letztem; wie er aus seiner Puppe kriecht, so groß muß er bleiben sein Leben lang. Da habt ihr also eine ganze Reihe von Thieren, die nicht wissen, was wachsen heißt.

Wir wenden uns nun zu dem zweitgrößten der Sammlung, zu dem hier in mehreren Exemplaren



vorhandenen gesäumten Faden-Schwimmkäfer (*Dytiscus* oder auch *Dytiscus marginalis*), der ein gewaltiger Jäger ist. Während die beiden vorhin genannten lieber Pflanzen- als Fleischnahrung zu sich nehmen, ist dieser sammt allen folgenden ein ächter Fleischfresser. Auch sind deshalb seine Kiefer

*) Die Abbildung zeigt nur die Larve desselben.

und seine innern Verdauungswerkzeuge anders gebaut. Ihr seht den schönen gelben Saum, der die ganze Gestalt umzieht, aber ihr seht auch, daß einige von ihnen starke Furchen auf der vordern Hälfte der Flügeldecken haben; das sind die Weibchen, die haben ihr Kleid an den Hüften in Falten gelegt. Die Männchen aber haben glatte Flügeldecken, doch mit feinen Längsstreifen versehen. Am meisten fallen euch die Füße der letzteren auf — das glaube ich wohl; mir ist es ebenso ergangen, als ich sie zuerst sah. Daß an den Tarsen der Mittel- und Hinterbeine sich Borsten zum Rudern finden, ist euch nichts Neues mehr, nachdem ihr die Kolben-Wasserkäfer und Wasserwanzen schon kennen gelernt habt; aber hier findet ihr auch an den Schienbeinen der Männchen diesen Besatz und an den Vorderfüßen gar eine große Scheibe, welche die ersten drei Glieder der Tarsen vertritt. Diese Scheibe dient ausgezeichnet, denn durch sie hält das Thier sich an der glattesten Fläche auch im Wasser fest. Dazu helfen ihm nicht sowohl die feinen Borsten, die ihr seht, sondern das Geheimniß liegt unter der Fußsohle. Dort sind zwei kleine Näpfschen — wir wollen einen Käfer herausnehmen, und umdrehen — die er, wenn der Fuß platt aufgesetzt ist, hohl zurückzieht, so daß nun ein luftleerer Raum entsteht, wodurch der Fuß ganz fest klebt: — das Weibchen hat alles dieses nicht, als ob ihm das Leben leichter werden sollte. Dabei muß ich doch noch bemerken, daß nicht alle Weibchen die Falten der Flügeldecken haben, sondern manche auch ihren Rock so glatt tragen, wie die Männchen.

Auch diese Käfer gehören zu denen, die man nicht gern anrührt. Nicht, daß sie etwa stächen, sondern weil sie bei der Berührung unter dem Halschilde hervor einen milchweißen Saft von sich geben, der sehr übel riecht und sich schnell in die Haut einbeizt. Diese Eigenthümlichkeit haben die meisten dieser Wasserkäfer, die kleinen Arten ebenso, wie die großen, auch ihre nahen Verwandten, die Laufkäfer. In der Todesangst, die ihnen die Berührung verursacht, öffnet sich die Gallenblase oder ihr verwandte Organe, und ergießt ihren Inhalt nach außen. So müßt ihr euch alle Erscheinungen der Art erklären, nicht aber so, als wolle das Thier sich rächen oder wehren oder das Wasser trüben, um leichter zu entkommen. Die Naturgeschichte hat bis jetzt noch viele solcher Fabeln aufzuweisen, von der Sepia, von den Laufkäfern, und durch die Fische hinauf bis zu den höchsten Thieren, allerlei Geschichtchen, wie ein Thier sich wehrt durch Ausspritzen eines Saftes. Das ist und bleibt unrichtig. Nicht zur Wehr, nicht um den Angreifer zurückzu-

schrecken oder zu täuschen — sondern bloß aus Angst des Todes spritzt ein Thier solche Flüssigkeiten aus dem Körper und fragt nie danach, wohin sie kommen, oder welche Wirkung sie ausüben.

Ihr wollt noch wissen, woher die Namen Kolben- und Faden-Schwimmkäfer kommen. Die sind ihnen nach der Gestalt der Fühler gegeben, wie ihr leicht seht. Dort bei dem Riesen der Sammlung sind die Fühler in der vordern Hälfte dick, also keulen- oder kolbenförmig; hier beim Dytiscus sind alle Glieder gleich dünn und bilden dadurch eine Art Faden. Ein anderer Unterschied zwischen beiden Gattungen, außer dem schon erwähnten, zeigt sich am Brustschild, das hier beim Dytiscus nicht in einer, sondern in zwei Spitzen endigt.

Für diesen Räuber, den ich noch mehr den Haißisch der ganzen Versammlung nennen müßte, als den Rückenschwimmer, wenn ich nur an seine Gefräßigkeit dächte, und nicht auch an seine Größe, die ihn bis auf einen, über alle andern stellt, müßt ihr viel Futter herbeischaffen. Ich nenne ihn darum nicht Haißisch, weil er dafür viel zu groß ist; denn ihr wißt, der Haißisch ist, gegen den Wallfisch gehalten nur klein; dieser wird siebzig, jener nur zehn bis zwölf Fuß lang. Uebrigens müßt ihr für diesen Bewohner eures Glases besonders in der Nacht Vorkehrung treffen, daß er euch nicht entfliege. Denn in der Dunkelheit geht er gern in's Freie auf die Wanderschaft, und hat er sich am Tage im Wasser müde gearbeitet, so will er nun bei Nacht seine Flügel regen und im Trocknen, in der Luft auch sein Heil versuchen. Gegen Morgen sucht er aber wieder irgend ein Wasser auf, und da hat man ihn schon oft auf Mistbeetsfenstern, die er wegen ihres Glanzes für Wasserflächen hielt, auf dem Rücken liegend gefunden, da er nicht gut wieder auf die Beine kommen kann, falls er einmal auf den Flügeldecken liegt. Ihr könnt daran sehen, daß nicht nur die Menschen den Augentäuschungen unterliegen, und daß die Käfer sich auch neben ihrem Gefühl für das Feuchte zugleich auf ihre Augen verlassen.

Ein eben so guter Schwimmer, aber auch eben so gefräßiger Räuber als der vorige, ist der breite und flache *Acilius sulcatus* (früher *Dytiscus sule.*). Auch er hat den schönen gelben Saum um das Halschild, der an dem Saume des Leibes verläuft; unten ist der Leib schwarz, die Beine gelb; auf den Hüften der Hinterbeine ein schwarzer Fleck, das Uebrige der Hinterbeine schwarz, mit sehr langen Borsten an den Tarsen derselben, und an dem letzten Gliede zwei Krallen, von denen die obere feststeht. Auf dem Stirnschild ist auf gelbem Grund eine

zierliche Zeichnung in Schwarz; auf den Flügeldecken des Weibchens fünf tiefe breite Furchen, in deren Tiefe gelbes Haar steht, während die erhöhten Streifen braunschwarz sind. Die Männchen haben auch die beiden Vorderfüße mit dem Saugballen, und ihre Flügeldecken sind glatt.

Hierher gehören

nun noch viele Schwimmkäfer aus verwandten Gattungen, so z. B. *Hydaticus*, dessen Tarsen auch ähnliche Verbreiterungen bei den Männchen zeigen, wie bei *Dytiscus*; ebenso *Colymbetes*, auch mit



gelbem Saume um die Flügeldecken: dann die kleineren Gattungen, wie *Agabus*, die nur noch fünf bis acht Millimeter lang sind; *Hydroporus*, die noch kleiner sind, so daß sie nur noch vier bis fünf Millimeter Länge erreichen, und andere. Ich habe euch hier nur die gewöhnlichsten genauer beschrieben, die ihr leicht findet, da sie auffallend groß sind und sehr häufig vorkommen.

Von den Wassertretern muß ich euch doch noch ein kurzes Wort sagen. Der Gattungen sind hier nicht viele, auch sind sie alle klein und unscheinbar. Bei uns einheimisch ist z. B. *Cnemidotus*, den ihr leicht an dem großen Bauchschild erkennt, das fast die ganzen Hinterbeine verdeckt, und an den dünnen Beinen, deren Tarsen nur vorn mit Borsten gegen außen besetzt sind. Aber ihr müßt schon aufmerksam sein, wenn ihr diesen oder den noch kleinern *Halipus* fangen wollt, denn jener ist nur fünf Millimeter lang, dafür ist er aber, wo ihr ihn in kleinen Rinnsalen oder Lachen findet, in großer Zahl und in vielen Arten vorhanden. Es ist immerhin sehr zierlich, wie diese kleinen Geschöpfe mit abwechselnder Bewegung ihrer haardünnen Beinchen sich im Wasser bewegen, und zeigt ganz deutlich, welch ein starker Widerstand diesen zarten Rudern durch das Wasser geboten wird, so daß das ganze Thierchen doch dadurch fortschreitet.

Zum Schlusse der Käfer wollen wir nun, da wir bei dem größten und schwerfälligsten begonnen haben, die lustigsten und muntersten von allen uns ansehen, diese hier oben, die gar nicht in die Tiefe zu gehn bestrebt sind, sondern als leichtsinniges Volk mit der Oberfläche sich zufrieden geben. Seht nur hin! Wenn euch die langbeinigen Schlitt-

schubläufer schon Spaß machten, so thun es diese kurzbeinigen noch mehr, da sie wirklich in ihren zierlichen Vogenläufen, in ihrem leichten Hinschießen jene noch übertreffen. Denn ihr seht nicht die leiseste Bewegung des Wassers, während einer drüber hinausfaßt, und ihr könntet glauben, er nehme seine Flügel zu Hülfe. Dem ist aber nicht so. Seht ihn nur einmal genau an, zunächst seine Füße! Ja, hat er denn welche? Ei! ei! Was ist ihm denn geschehn? Seine beiden Vorderbeine sind ganz in Ordnung, aber die Mittel- und Hinterbeine sind äußerst mangelhaft. Hat er sie sich so weit abgerutcht auf der Wasseroberfläche? oder was ist ihm geschehn? Nein, er hat es den Fischen abgesehen, daß die mit ihren Flossen vortreflich fortkommen, und so hat er diese beiden Beinpaare in zwei Flossenpaare verwandelt und steht sich vortreflich dabei. Seht nur, wie er dahinschießt! wie lustig und fröhlich das aussieht, so daß man ihm und seinen Genossen, da es wirklich oft scheint, als



lebten sie in einem wahren Tummel von Luft, den Namen Tummelkäfer oder Drehkäfer gegeben hat. Der hier, der kleine stahlblaue, sieben Millimeter lange, ist *Gyrinus mergus*. Seine Gestalt bildet ein ähnliches Oval, wie die des *Hydrophilus*,

aber seine fein gestreiften Flügeldecken sind ihm zu kurz angemessen, sie bedecken nicht den ganzen Hinterleib, sondern dessen letztes Ende steht hervor. Die Hüften sind an der Brust festgewachsen, die Schienbeine bilden eine breite Flossenplatte, ebenso die Tarsen eine ähnliche vorn zugespitzte. Die Vorderbeine dagegen sind ganz frei, und sogar länger als sonst, und haben innen Borsten. Wenn er untertaucht, und sich mit ihnen festhält an einem Blättchen oder dgl., so seht ihr, daß er sie gerade wie Arme mit Händen gebraucht. Was den beiden letzten Beinpaaren an Länge fehlt, das haben diese zum Theil zu viel, da sie verhältnismäßig sehr lang sind. Die Fühlhörner sind kurze Spitzchen; nehmt ihr aber eine Loupe, so seht ihr, daß dieselben einen höchst künstlichen Bau haben, und aus elf Gliedern bestehen, deren letztes fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt. — Mit dem *Dytiscus* haben diese Käfer den Austritt der milchigen Flüssigkeit bei Berührung gemein. — Am wunderbarsten aber sind ihre Augen gebildet. Habt ihr euch schon über die Umwandlung der Füße in Flossen gewundert, wird es euch noch mehr in Erstaunen setzen, wenn ich euch sage, daß ihr Auge durch einen blinden

Streifen horizontal getheilt ist in zwei Abtheilungen, deren obere für die Luft über ihm, die untere für das Wasser unter ihm dient. Er sieht also gleichzeitig nach vier Richtungen: nach rechts oben, links oben, rechts unten, links unten. Wie er damit in seinem kleinen Kopfe sich zurechtfindet, das wollen wir ihm überlassen. Ihr seht aber, was alles an unsrer kleinen Gesellschaft in diesem Glase zu lernen ist. Uebrigens kann der *Gyrinus* und seine Verwandten auch tauchen, wie ihr seht, und er nimmt sich dabei, wie der *Dytiscus*, eine Luftperle als Vorrath zum Athmen mit. Die übrigen bei uns vorkommenden Arten sind zum Theil noch kleiner als *G. mergus*, gehören aber alle derselben Gattung *Gyrinus* an, z. B. *G. natator*, der nur sechs Millimeter lang, und unten gelblich und stärker gewölbt ist, als *G. mergus*. Sie sind trotz ihres Erzglanzes doch nicht erdschwer, sondern leichter als Wasser, und kommen daher gleich nach dem Untertauchen wieder empor, wenn sie sich nicht in der Tiefe an etwas festklammern. Sonach ist ihr Untertauchen ein wirkliches Stoßen in die Tiefe mit Hülfe der Flossen. Ihr könnt das sehr leicht sehn, wenn ihr nur die Hand dem Wasser von oben nähert, als wolltet ihr einen fangen; seine Oberlicht-Augen melden ihm die Gefahr, und weg ist er auch mit einem Stoß hinab in die Tiefe. Sobald es kalt oder trübe wird, kriechen sie an den Rand des Wassers unter die Blätter oder was sie dort finden; wird es aber recht warm, oder scheint gar die Sonne auf ihren Tanzboden, dann geht auch gleich der Tanz wieder los mit großem Vergnügen und fast ohne Unterbrechung. Dabei funkeln ihre stahlblauen Panzer wie Edelsteine, daß es eine wahre Pracht ist.

So weit die fliegenden Schwimmer, die also in Luft, Erde und Wasser ihr Fortkommen finden, und nun können wir in die Tiefe zu den letzten Bewohnern des Glases übergehn, deren einer auch in der Luft leben kann, während der andre nur im Wasser existirt, und außerhalb desselben bald sterben muß. Jenes ist die Wasser Spinne, dieses der Flohkrebs.

Zunächst also von der Spinne. Wenn ihr nicht ein recht großes Glas zu eurer Sammlung haben könnt, dann könnt ihr diese leicht in einem kleinen besondern halten, und thut dann gut, etwas Schlamm und einige Wasserpflanzen hineinzuthun, damit die Wasser Spinne einen Anhalt findet für ihr Gewebe. Ihr fangt sie leicht auf stehenden Teichen und erkennt sie an dem Silberkleid, das sie ebenso trägt, wie der Rückenschwimmer, und dessen Naßwerden bei ihr wie bei jenem das sichere Zeichen von Krank-

heit und baldigem Tod ist. Sie heißt davon, daß sie stets in Silber geht, die Silberumflossene (*Argyroneta aquatica*), und dieser Glanz ist Folge der kleinen Luftbläschen, die sich in der feinen Behaarung ihres Leibes festsetzen, wie ich euch das schon beim Rückenschwimmer erklärte. Sie ist auf dem Trocknen rothbraun, der Hinterleib etwas dunkler als die Brust, die zugleich einige schwarze Streifen zeigt. Auch die Beine sind braun, oben heller, unten dunkler. Die Größe beträgt beim Männchen sechzehn, beim Weibchen zwölf Millimeter. Sie lebt meist im Wasser; nur selten geht sie in die Luft,



besonders wenn sie speisen will, oder wenn sie dazu Vorbereitungen trifft, indem sie ihre Beute verfolgt. Doch speist sie auch eben so gern in ihrem Salon unter Wasser, den sie sich dazu gebaut hat. Aber Luft scheint sie dabei nöthig zu haben, denn sie kriecht beim Mahle stets hinaus oder in ihr Haus.

Ihr seht also, daß die Märchen von dem Schlosse unter Wasser doch wahr sind und keine Erdichtung. Hier habt ihr ja die Wassernixe, die ganz in silberne Gewänder eingehüllt, untertaucht, und plötzlich in ein schönes Zimmer hineinschlüpft, dort wirklich Luft athmet mitten im Wasser; trotzdem, daß die Thür Tag und Nacht offen steht, kommt doch kein Tröpfchen Wasser hinein. Wie geht das nur zu? Die Spinne hat keine Physikstunde gehabt und weiß doch, daß sie in ihrer Taucherglocke ganz sicher ist vor dem Eindringen des Wassers, denn die Oeffnung ihres Hauses ist — wer rath es? — unten, und sie schlüpft, wie viele Vögel, von

Deutsche Jugend. II.

unten in ihr Nest. Wie hat sie aber die Luft da unten ins Wasser gebracht? Ja, ihr werdet denken, sie habe ihre Glocke oben in der Luft gebaut und dann, die Mündung nach unten, in die Tiefe gezogen, vielleicht an einem ihrer Fäden. Nein! Viel wunderbarer! Sie hat ihre Taucherglocke mitten im Wasser gebaut, da wo sie jetzt hängt — wie war das möglich, daß dort Luft hineingeschafft wurde? Sehr einfach und sehr verwickelt. Gebt recht Acht! Will die Spinne sich ein Nest bauen, so macht sie es wie der Dytiscus, der Wasserkorpion und alle ihre Genossen, sie schwimmt an die Oberfläche, steckt das Ende des Hinterleibes hinaus in die Luft und taucht mit der aufgefundenen Luftblase in die Tiefe, dahin, wo das Nest hängen soll, an einen Zweig, einen Zacken, oder dgl. Dort setzt sie die Luftblase an und mauert diesen Grundstein zu ihrem Luftschloß oder auch Wasserschloß, denn es ist beides, rasch mit dem Cement ihrer Spinnfäden fest und wickelt ihn so ein, daß er nicht nach oben entweichen kann, wohin er doch gar zu gern wieder möchte, zurück in seine Heimath.

Sitzt der Grundstein fest, so taucht sie wieder auf, bricht aus dem großen Steinbruch Luft wieder einen kugelförmigen Baustein aus, schleppt ihn hinab und weiß ihn sehr geschickt neben dem ersten festzusetzen, so daß beide in einander fließen und einen ausmachen. So gehts nun fort; sie schleppt Perle auf Perle aus der Höhe herab — wir holen unsre aus der Tiefe herauf — und hat gar bald aus Pfennigen den Thaler erspart, und aus kleinen Perlchen eine große Luftblase zusammengebracht, die größer als eine Haselnuß erscheint, ja oft mit einer Wallnuß sich messen kann. Die Oeffnung ist weit genug für sie und der innere Raum dient als Wohnung, als Speisezimmer und auch als Speisekammer; denn wenn die Jagd sehr ergiebig ist und mehr liefert, als der Appetit bedarf, so wird in der Kuppel an besondern Fäden, für deren Haltbarkeit die Seilerin bürgt, die sie liefert, der Nest der Mahlzeit aufgehängt. Außer diesen Fäden zieht die Wassernixe aber auch noch viele quer durch das Wasser, deren Enden alle am Eingang ihrer Wohnung liegen, so daß sie gleich fühlt, ob eine Beute sich in ihren Netzen — denn das ist der Zweck dieser Fäden — gefangen hat. So sitzt sie behaglich in ihrer Glocke, und sobald an einem der Stränge gezogen wird, so läutet es zwar nicht, aber sie weiß doch, was die Glocke geschlagen hat; sie eilt dann hinaus an die betreffende Stelle und befreit den Gefangenen, indem sie ihn in ihren Palast führt, um ihn — dort zu verspeisen, oder vorläufig an die Wand zu hängen,

bis die Reihe an ihn kommt. Es kommt auch vor, daß zwei oder drei Spinnen ihre Nester nahe bei einander bauen, und dann durch wohlgebaute (unterirdische nicht, sondern unterseeische) Gänge mit einander verbinden, die sie aber beim ersten Streit gleich wieder zerstören.

Und nun, meine lieben kleinen Leser, kommen wir zum letzten Bürger dieses nassen Staates, zum Flohkrebs, und zwar zu dem bei uns am häufigsten vorkommenden, dem gemeinen Flohkrebs (*Gammarus pulex*). Er und seine Verwandten bilden eine eigne Familie, die über die ganze Erde ausgebreitet ist, sowohl im süßen, wie im Seewasser. Sie sind sehr nützliche Thiere, indem sie die Reinlichkeits-Polizei übernehmen, und überall die faulenden Ueberreste der Pflanzen- und Thierwelt verzehren. Wo ihr auch in einem Bach oder Teich ein altes Blatt oder einen Stein aufhebt, seht ihr mehrere



dieser Thiere, die darunter verborgen lagen, schnell forthuschen in einen andern Schlupfwinkel. Selbst jetzt, mitten im Winter, findet ihr sie zu Tausenden, und erst gestern habe ich welche gefangen, um euch hier die Zeichnung derselben machen zu können. Sie haben ihren Namen von ihrer Behendigkeit im Springen, denn wenn sie aufs Trockne gelegt werden, so schnellen sie sich sehr hoch in großen Bogen fort. Es sind ihrer stets viele beisammen, in Meeren oft viele Millionen an Einer Stelle, wenn es z. B. einen Funnfisch, dessen Ueberreste die Wallfischfänger dem Wasser überlassen haben, sauber abzunagen gilt. Das ist für sie ein großes Fest. Wenn ihr den Krebs länger erhalten wollt als einige Tage, so müßt ihr in dem Wasser sehr nothwendig einige Wasserpflanzen halten, damit der Sauerstoff des Wassers fortwährend ergänzt wird. Denn ihr wißt vielleicht schon, daß die Pflanzen Sauerstoff ausathmen, während die Thiere denselben einathmen, um leben zu können. Der Krebs athmet nämlich sehr rasch und lebhaft und so hat er gar bald die Lebensluft im Glase (d. h. den Sauerstoff der im

Wasser vertheilten Luft) verbraucht, und müßte nun umkommen, wenn nicht Pflanzen vorhanden wären, die solchen fortwährend ausathmen. Ihr lernt daran, wie in der Natur immer ein Wesen auf das andre angewiesen ist, ja wie also die ganze Thierwelt ohne die Pflanzenwelt ersticken müßte, weil ihr sehr bald die nöthige Menge von Sauerstoff fehlen würde.

Ihr seht fortwährend eine flimmernde Bewegung unter der Mitte seines Leibes; daran könnt ihr, wenn der Krebs schon fast todt ist, erkennen, ob er noch athmet. Diese Bewegung ist nämlich ein fortwährendes Heranschäufeln von Wasser an seine Athmungsorgane durch Bewegung seiner drei ersten Bauchfußpaare. Ihr merkt bald, daß diese nicht eine Sekunde ruhen; von seiner Geburt bis an seinen Tod fächelt er sich ununterbrochen frische Luft zu. Ruhen die Schaufeln, dann ist er sicher todt.

Es fällt euch auf, daß er immer seitlich liegt, auch meist seitlich schwimmt; ich kann euch aber keinen Grund dafür angeben, denn sein Körperbau ist nicht, wie bei vielen Krebsen, einseitig unregelmäßig, sondern er hat zwei gleiche Fühler, Taster, ein Paar Facetten-Augen (ohne Stiele), sieben Paar Beine an der Brust, — kurz Alles ist beidseitig gleich. Ihr könnt ihn ja aufmerksam beobachten; vielleicht, daß einer von euch ausfindig macht, woher diese Vorliebe für seitliche Haltung kommt. Vielleicht ist dieß Ursache, daß er gern unter Steinen, Blättern u. dgl. flach auf dem Boden liegt; da er aber seinen Rücken nicht strecken kann, sondern derselbe immer einen starken Bogen von siebenzig bis neunzig Graden beschreibt, so muß er deßhalb in seinem Versteck sich auf die Seite legen, um nur unterzukommen. Aus dieser Gewohnheit erklärt sich dann das Uebrige. Doch ihr findet vielleicht eine bessere Erklärung.

Im Frühling trifft ihr Tausende dieses Thierchens im Wasser beisammen, alle nur von der Größe eines Stednadelkopfes; das sind junge Krebse. Ausgewachsen ist er etwa fünf und zwanzig Millimeter lang, und frist sowohl Fleisch als Blätter. Die schönen Blattgerippe, die ihr in der Nähe von kleinen Wasserrinnen findet, sind meist Kunstprodukte des Flohkrebse, der die Blattsubstanz vorsichtig weggenagt hat. Er flieht das Licht; wenn er in einem Glase ohne jeden dunkeln Zufluchtsort leben soll, ist er in steter Angst, als ob ihm das Licht am ganzen Körper Schmerz verursachte; er schwimmt dann stets suchend umher, ob es nicht doch noch ein dunkles Plätzchen für ihn gebe.

Eine große Zahl von Arten der Flohkrebse lebt im und am Meere. Letztere machen sich am Ufer

künstliche Wohnungen im Sande, und heißen Sandhüpfen. Im süßen Wasser giebt es nicht viele Arten.

Und nun, meine kleinen Naturforscher, muß ich Abschied von euch nehmen, und wünsche nur, daß ihr im kommenden Frühling eine recht ergiebige Jagd habt auf alle diese Wasserthiere. Wenn ihr erst einige Uebung im Sehen habt, dann wird es euch leicht werden. Es will eben Alles gelernt sein! Ein alltäglicher Mensch sieht von allen diesen Thieren kaum hin und wieder eins; habt ihr aber erst eins und das andre gefangen, dann wird bald ein Duzend voll sein, und mit jedem neuen habt

ihr neue Freude. Wenn ihr ein großes Glas habt und das Wasser, damit nicht das Unterste zu oberst kommt, nicht ausgießen wollt, so könnt ihr es mit einer Spritze leicht ausziehen; nur müßt ihr deren Oeffnung durch Tüll verschließen, damit kein Thier mit aufgezogen wird.

Ich wünsche, daß euch Alles recht deutlich sei, was ich euch gesagt habe, und daß euch mein Rath, wenn ihr ihn befolgt, viele Freude mache. Wenn ich das hören werde, komme ich wohl einmal wieder und erzähle euch wieder etwas von den Kindern der Erde.

Vaer de Gaern

von

Klaus Groth.

I.

Vaer de Gaern, Kinderlieder alt und neu, ist der Titel eines Buches, das ich mit Meister Ludwig Richter, dem euch wohlbekannten Zeichner vieler schönen Bilder, zusammen gemacht habe.*) Ich, natürlich, habe die Verse gemacht, und er die Bilder. Aber eben darum darf ich wohl sagen, daß es ein schönes Buch ist. Aus diesem Buche nun sollt ihr eine Anzahl Proben sehn. Die Bilder gehören sogar zu den schönsten, die der Meister gemacht, und sie verstehen sich von selbst, wie alle schönen Bilder.

Meine Verse aber, die darunter stehen, werden vielen von euch auffallen. Verstehen könnt ihr sie auch, wenn ihr nur ein wenig recht zu seht; denn sie sind deutsch, reines vollkommenes Deutsch, aber sie sind nicht wie das Deutsch eurer Bücher und dieser Zeitschrift, sondern plattdeutsch, und daher sollt ihr heute von mir einige Worte über sie vernehmen.

Warum ich sie plattdeutsch geschrieben habe? Darauf könnte ich euch antworten, daß ich in dieser Sprache mit Vater und Mutter gesprochen habe und noch so mit meinen Kindern spreche, daß ich mit meinen Spiellameraden in dieser Sprache verkehrt habe, mit meinen Brüdern darin die Abende und Nächte verplaudert, und daß sie mir daher die liebste Sprache der Welt ist. Warum soll ich in ihren Klängen nicht Verse machen?

Aber es ist doch keine gebildete Sprache, alle gebildeten Leute sprechen hochdeutsch, meint ihr.

Ich gebe euch das Letztere zu, aber daß das Plattdeutsche keine gebildete Sprache sei, hat euch

Jemand gesagt, denn ihr wißt nichts davon, und der es euch gesagt hat, war eben so unwissend als ihr.

Darüber müssen wir ein Wort mit einander sprechen, denn ich weiß allerdings etwas davon, da ich beide Sprachen kenne, und nur Solche dürfen mit sprechen, die Andern müssen hören und lernen. —

Auf meinen mehrjährigen Reisen am Rheine, der oberen Elbe und sonst im Innern Deutschlands hörte ich oft, wenn Leute vernommen hatten, daß ich ein plattdeutscher Dichter sei, — und ich hörte es fast immer mit denselben Worten: auch hier zu Lande sprechen die Bauern und die gemeinen Leute eine Art Platt.

Die das sagten, sagten eine Dummheit, sie verstanden von deutscher Sprache nichts und redeten doch darüber. Es ging ihnen mit der Sprache, wie dem Bauer mit der Chemie, als von Kohlensäure die Rede war. Er kenne diese Lustart ganz gut, meinte er, denn seine Frau koche oft Sauerkohl.

So wenig die Kohlensäure etwas mit Sauerkohl zu thun hat, so wenig hat das Wort platt in plattdeutsch zu thun mit dem gewöhnlichen Ausdrucke gemein; platt heißt flach, Plattdeutsch ist die Sprache der Seeufer von Danzig bis Dünkirchen in Frankreich. Nennt diese Sprache einmal niederdeutsch oder niederländisch, so wird euch ein mißverständenes Wort nicht mehr irre führen.

In demselben Sinne ist hochdeutsch die Sprache des deutschen Binnenlandes, des hoch liegenden. Weiter darf man aus den beiden Namen nichts

*) Leipzig, Georg Wigand.

folgern; wer über die Sprachen, ihren Charakter, ihr Verhältniß etwas wissen will, der muß die Sprachen selbst kennen und vergleichen lernen.

Dabei hüte er sich Vorurtheile mit Kenntnissen zu verwechseln. Nirgend sind so viele Vorurtheile im Umlauf als in Allem, was Sprache und Sprechen betrifft. Denn Jedermann spricht und muß sprechen, und daher glaubt sich Jedermann fähig über Sprache, ihre Schönheit, Häßlichkeit, Reinheit, Gemeinheit mit zu sprechen und mit zu urtheilen.

Kann er nicht hören, was schön klingt? Kann er nicht fühlen, was vornehm oder niedrig ist?

Ich antworte: Nein; wenigstens ist er nie sicher, daß er sich nicht irrt.

Es gehören ausgebreitete Kenntnisse über Entstehung, Entwicklung, Veränderung, Verderbniß von Sprachen und Mundarten, es gehört langjährige Übung dazu, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden.

Freilich, daß Italienisch schön klingt, kann Jeder bald hören, auch wenn er nur wenig vom Sinn versteht. Aber wenn es nun denn italienisch wohl lautet zu sagen: Come sta? Sta bene! so macht der Oberdeutsche aus demselben Worte sta den Zischlaut schtehen und nennt das schön, ja Gesanglehrer quälen ihre plattdeutschen Schüler damit, die ihnen natürliche italienische Aussprache des st umzulernen und schtehen schtill Sprache zu singen.

Niemand, der Englisch lernt, findet es unschön water, hall mit langem a zu sprechen. Gerade so lautet das a im Plattdeutschen. Unsere Lehrer rotten dieses a für das Hochdeutsch als höchst unwohl lautend aus, um mit Mühe ein höher liegendes a in Staat Maal Dual an die Stelle zu bringen. Sie nennen die plattdeutsche Aussprache der Vocale breit; Niemand hat mir noch erklären können, was das Wort eigentlich bedeute.

So gilt besonders der plattdeutsche Umlaut des langen a, den ich hier ae drucken lasse, wie er z. B. in dem Worte Gaer maer Raef vorkommt, für breit. Es ist aber ganz derselbe Laut, den die Franzosen mit oeu bezeichnen, wie z. B. in coeur, das sie bekanntlich besonders zierlich auszusprechen meinen und das nur ein plattdeutscher Mund ihnen rein nachsprechen kann.

An diesen Beispielen seht ihr sogleich den Nutzen, den wir von unserm Plattdeutsch für die Erlernung fremder Sprachen schon wegen der Aussprache haben, von den Vocabeln noch ganz abgesehen.

Wer da weiß daß Gaer Kind bedeutet, der versteht und behält sogleich, daß engl. girl Mädchen heißt, denn das l ist die verkürzte Endung ling, girl ist das Deminutiv von Gaer.

Ihr hört euren Prediger auf der Kanzel vom Born der Gnade sprechen, den Dichter in der Ode vom preussischen Nar. Warum sagen sie nicht Brunnen und Adler? Weil ersteres vornehmer ist. Und ihr erstaunt gewiß, wenn ich euch sage, daß die vornehmeren Formen der höheren Rede Born und Nar plattdeutsch sind.

Born ist dasselbe Wort, das in dem Titel zweier meiner Bücher Quickborn vorkommt. Quick heißt lebendig. Der Engländer sagt im Glaubensbekenntniß: der Herr kommt zu richten the quiek and the dead. Der Däne und Schwede nennt das lebende Vieh Quäg, der Holländer eine Baumschule Boomqueekery. Es ist alles dasselbe Wort, das auch in Quecksilber (lebendiges Silber), Quecke (lebendiges, schwer zu tödtendes Gras, triticum repens), Wachholder (Wexholder, Queckholder, Lebensbaum,) Quittsche (Ebereiche, Vogelbeerbaum), sogar in Zwetsche (landschaftlich hie und da Quettische) offenbar oder versteckt vorkommt.

So lernen wir Plattdeutsche mit unserer Muttersprache zugleich etwas Schwedisch Dänisch Englisch Holländisch Flämisch, und fast dasselbe könnt ihr neben dem Spaß daran haben, wenn ihr euch die leichte Mühe macht und euch durch meine Lieder und Friß Reuters humoristische Erzählungen hindurchlest, denn, wie gesagt, sie sind trotz ihrer Verwandtschaft mit fremden Sprachen reines Deutsch.

Wir Plattdeutsche haben also den Vortheil davon leichter die Sprachen der verwandten germanischen Stämme zu lernen, und, wenn wir in die weite Welt gehen, uns in Amerika, in Californien, Australien, in Java und Sumatra verständlich zu machen.

Dies wußte schon der alte hochdeutsche Sprachlehrer Adelung, der vor hundert Jahren das große hochdeutsche Wörterbuch und mehrere Bücher über Grammatik schrieb, wenn er sagt: „Das Plattdeutsche ist von allen deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die wohlklingendste, gefälligste und angenehmste, eine Feindin aller hauchenden und zischenden und der meisten blasenden Laute, und des unnützen Aufwandes eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes, aber dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an treffenden Ausdrücken und naiven Bildern. Der Ausländer, dem die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute des Oberdeutschen ein Aergerniß sind, lernt das Niederdeutsche am leichtesten, so wie der Niedersachse wegen seines feinen Gehörs und wegen der Feinheit und Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener lernt, als sein schwerfälliger südlicher Bruder.“

Und sogar Goethe sagt: „Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichen Anlaß zu finden. Von allem was Undeutsch ist abgefordert, hört er um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Da wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsyllben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche auf die Abstammung der Worte zu merken.“

Es ist also kein neuer Einfall von mir, sondern eine alte Wahrheit, nur vergessen von der unwissenden Menge.

Es beschränkt sich auch nicht etwa auf einige curiose Beispiele wie Gaer, quick, Born, wenn ich von der Verwandtschaft des Plattdeutschen mit fremden Sprachen rede. Hört darüber zunächst einmal einen Engländer.

Professor Wilkins sagt in einem Vortrage, Ueber die Abstammung des englischen Volkes: „Wir Engländer haben fast aus jeder Sprache unter dem Himmel hie und da ein Wort aufgenommen, indem wir mit einer neuen Sache, sei es Guttapercha oder Arrowroot, auch den Namen dafür aufnahmen. Aber fast der ganze Rest unsrer Sprache, das will sagen vielleicht von drei Worten zwei, gehört zu der sogenannten germanischen Sprachfamilie — nicht gerade genau zur deutschen Sprache, wie sie heutiges Tages von gebildeten Deutschen gesprochen wird, sondern unsere Sprache ist basirt auf die plattdeutsche Sprache. Mit diesem Ausdruck ist beileibe nichts Respectwidriges gemeint; er bezeichnet einfach die Art Deutsch, welche in den flachen Gegenden in der Nähe der See gesprochen wird und nicht in der hügeligen Region des Binnenlandes.“

Also wer Plattdeutsch kann, kennt zu Zweidrittel Englisch. Wohl nicht zu verachten. Nebenbei seht ihr aus Wilkins' vorsichtiger Ausdrucksweise, daß auch in seinem Vaterlande das Vorurtheil die Menge beherrscht, als sei Platt die gemeine Sprache im Gegensatz zum vornehmen Hoch. So sind aber Vorurtheile: hartnäckig und blind.

Daß wir noch schneller Dänisch und Schwedisch als Englisch, daß wir in einigen Wochen Holländisch und Flämisch lernen können, werdet ihr mir ohne Beweise glauben. Flämische und holländische Schriftsteller, die dasselbe aussprechen, könnte ich euch in Menge citieren, wenn ich nicht zu weitläufig würde.

Uebrigens komme ich gerade eben, da ich dieses für euch schreibe, von einer Reise aus Holland zu-

rück, wo ich auf Einladung nach mehreren Städten den Leuten in öffentlichen Vorträgen ähnliche Dinge aus einander setzte und den thatsächlichen Beweis lieferte, daß wir uns gegenseitig ohne Mühe verstehen. In Belgien bin ich seit vielen Jahren bekannt, gelesen und verstanden fast wie zu Hause.

Auch dieß war nur vergessen und durch das Gestrüpp des blinden Vorurtheils überwuchert und verdeckt. Wenn neues Verständniß angebahnt wird, so darf ich mich rühmen, zuerst das Vorurtheil gebrochen zu haben, voran in the struggle for life. Denn gerade bei uns Deutschen selbst wurde das Vorurtheil groß gezogen. Man sagte, das Plattdeutsch sei eine gemeine Bauernsprache, nur gut genug hinter Topf und Pflug, bei Kühen und Gänsen, zwischen Hans und Grete. Man vergaß, daß Vater und Mutter so mit uns gesprochen, uns begrüßt als wir auf der Welt erschienen, von uns Abschied genommen als sie davon gingen, daß alle Freuden, alle Schmerzen darin ihren Ausdruck gefunden, das Höchste und Tiefste was uns berührt, darin ausgesprochen, das Liebste darin ertönt. Unsere Großväter noch hatten die Bibel in dieser Sprache gelesen, die Psalmen darin gesungen, den Unterricht darin empfangen, vor Gericht darin gezeugt, ihre Geschichtsbücher darin geschrieben, ihre Documente ausgestellt.

In Hunderten von Büchern aber stand nun zu lesen, unsere schöne Sprache sei verfallen, im Sterben, verbauert. Ein Mann, der in Kiel Vorlesungen über Aesthetik, den Homer und die Dichtkunst gehalten, schämte sich nicht ein eignes Buch zu schreiben unter dem Titel: Soll die plattdeutsche Sprache ausgerottet werden? und mit der ausgeführten Antwort: Ja, mit Stumpf und Stiel, sobald als möglich, denn sie mache die Menschen dumm, plumy, roh, gemein. Dieß geschah nicht lange vor dem Erscheinen meines ersten Bandes Quickborn.

Ihr seht also nun wohl vorläufig, daß wir das Recht, ja die Pflicht haben unsere Muttersprache nicht aufzugeben, daß es Thorheit wäre, wenn wir's thäten.

Doch vielleicht hört ihr noch gern etwas mehr über diese Sache. Dann komme ich in einem nächsten Artikel darauf zurück. Denn das Merkwürdigste und Wichtigste habt ihr noch kaum vernommen: z. B. noch gar nicht, was denn eigentlich Plattdeutsch sei, wie es entstanden ist, wozu es selbst dem Hochdeutschen, der Schriftsprache, den Hochdeutschen die es nicht lernen, von Werth und Wichtigkeit sei, und wie es überall um Stammsprachen, Mundarten, Sprech- und Schriftsprache steht.

Dem Hochdeutschen ist, wie immer, zu rathen, daß er die nachfolgenden Verschen zu dem Bilde „Vor dem Spiegel“ laut lese; die darunter gedruckte wörtliche Uebersetzung wird ihm das Verständniß erleichtern.



Nut ut unsern Spiegel
Kitt ein Pöpp so kregel,
Kitt so heiter,
Kitt so feit,
Züs as unse Hanne, wenn se
lachen deit.

Nut ut unsern Spiegel
Kitt en Pöppen Gnegel,
Son sur Gesicht,
Son böß Geschrigg,
Unse witte Hanne de is dat
nich.

O du Pöppen Gnegel,
Wat kiffst du ut den Spiegel!
Kein so wrang,
Kein so drang —
Sichst du de Rod denn ni bi
di hangn?

Heraus aus unserm Spiegel — schaut eine Puppe so frisch — schaut so heiter — schaut so feil — gerade wie unser Hännchen, wenn es lachen thut.

Heraus aus unserm Spiegel — schaut ein Püppchen Ärgerlich — so ein sauer Gesicht — so ein böß Geschrei — unser liebes Hännchen das ist es nicht.

O du Püppchen Ärgerlich — was schaust du aus dem Spiegel — so ärgerlich — so nergelich — siehst du die Ruthe nicht bei dir hängen?

Liebe Gäste.

Von

Julius Sturm.

Ein Garten liegt an meinem Haus,
Dort schwärmen Gäste ein und aus,
Sie singen und schmausen und bauen ihr Nest
Und machen sich jeden Tag zum Fest.

Hoch auf dem Giebel schwaht der Staar,
Am Einse nistet ein Schwalbenpaar,
Rothschwänzchen finden überall Raum
Und Hinken schlagen im Apfelbaum.

Doch wenn das Laub von den Bäumen fällt,
Dann flüchtet die Schaar in die weite Welt;
Ein Weilschen steht mein Garten leer;
Da kommt von Gästen ein neues Heer.

Es gaukelt und schaukelt in lustiger Hast
Die kleine Meise am schaukelnden Ast,
Und Spechte laden sich ein zum Schmaus
Und klopfen den Bäumen die Rinde aus.

Und fängt es endlich an zu schnein,
Dann kommt ein winziges Königlein,
Das kümmeret sich nicht um Eis und Schnee,
Dem thuen Sturm und Frost nicht weh.

Das ist ein frisches Sängerblood
Und wahrst sich immer den frohen Muth
Und schlüpft durch die Hecken und singt so klar,
Als wär es Frühling das ganze Jahr.

Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Karl Ruz.



Im April.

Saatengrün, Weichenduft,
Verdewirbel, Amfelschlag,
Sonnenregen, lilde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge
Dich zu preisen, Frühlingstag?

H. Ruz.

„Eröffner“ nannten die alten Römer, nicht ohne Ursache, diesen Monat. Er ist es ja, der unzählige Keime in das Leben ruft, zahllose Knospen erschließt, die schlafende Thierwelt ermuntert und die in weite Ferne gewanderte zurückruft; — und er eröffnet uns auch die Augen und Herzen für die jetzt sich entfaltende Herrlichkeit und Pracht der Natur. Darum muß eine Umschau in Feld und Wald, Wiese und Hain gerade jetzt vorzugsweise mit offenen Augen und empfänglichen Herzen geschehen — um keinen der vielen, im Großen erhabenen und im Einzelnen, Kleinen wohlthuend anregenden Eindrücke zu verlieren, mit andern Worten: um Alles zu sehen, Alles kennen und Alles lieben zu lernen.

Wie erfreut und erquidt uns jetzt das helle saftige Grün der Wiesen, denn es erscheint uns in seinen Mil-

lionen Keimen und Hälmschen so recht als das Sinnbild seiner Farbe: der Hoffnung. In der That, der ernste Kampf des jungen Lebens mit den letzten immer noch wiederkehrenden Winterschauern ist nun bald vorüber; friedlich dürfen die Blüten und Knospen sich erschließen, die Vögel ihre Lieder anstimmen und ihre Bruten beginnen. Und auch in alle Menschenherzen zieht die fröhliche Hoffnung ein und der Jubel über das Nahen der herrlichsten Zeit des Jahres.

Eine lehrreiche Betrachtung gewähren uns jetzt die anspruchslosen Blüten der Waldbäume. Aus den strogenden Knospen der Esche dringen röthliche Blütenrispen, aus den grünen, rothumfäumten Blütenhüllen der Ulme schauen purpurbraune Staubfäden, von den Käzchen der Birke pudert gelber Staub hernieder und im lichten, zar-

ten Grün des Lärchenbaumes erschließen sich die schönen purpurnen Zapfen, alle Weiden und Pappeln prangen jetzt im Schmuck ihrer Käzchen. Auch das erste Grün entfaltet sich an den Bäumen: die großen in den Sonnenstrahlen erglänzenden Knospen der Kofkastanie lassen ihr liebliches Hellgrün gleichsam hervorquellen und in gleicher Weise öffnen sich die Knospen der Birke, Sommerlinde, Buche, des Stachelbeerstrauchs und vieler anderen.

Reich ist die Fülle von sinnigen Naturbetrachtungen, welche das Schwellen, Bersten, Erschließen der Knospen zu bunten Blüten oder zierlichen frischgrünen Blättern bietet. Wir möchten unsere jungen Leser dazu anregen, daß jeder alljährlich einen bestimmten Strauch oder ein Obstbäumchen von den ersten Regungen seines Frühlings-erwachens bis zum Entschlummern seiner Lebenskraft im späten Herbst verfolge, genaue Messungen der Knospen, Blätter, Triebe, Blüten, Früchte täglich vornehme, dieselben beschreibe und zeichne. Eine solche ein ganzes Jahr hindurch geführte Lebensbeschreibung eines Gewächses wird einen hohen Genuß, eine Fülle von Anregungen und Belehrungen bieten.

Dieselben Blumen, welche der vorige Monat erschließen ließ, blühen jetzt sehr zahlreich und geben dem April durch ihre anspruchslose Schönheit einen unendlichen Reiz. An den Ufern eines kleinen Bachs schießen die gelben Kerzen des kleinen Hufslattichs empor, während der große Hufslattich in dunkelrothen Kerzen auf feuchten Wiesen erblüht. Liebliche weiße Hainanemonen, goldgelbe Feigwurzblüten, holde lasurblaue Leberblümchen, noch viele süßduftende Veilchen und weiße Windröschen sind über die Matten und durch das Gebüsch zerstreut, ferner erblühen Kaiserkrone, Lungenkraut, Hungerblümchen, Heidelbeer- und Stachelbeerbüsche.

Wiederum ein liebliches Bild des Erwachens im Frühling hat uns der Künstler Robert Kretschmer vor Augen geführt. Ein Knabe schweift durch Wald und Aue, um einen großen Frühlingsstrauch zu winden, wie dieß in der Gegend von Leipzig Sitte ist. Oben auf den grünen Weidenstod hat er einen Strauch von lieblichen gelben Frühlingsprimelchen oder Himmelschlüsselchen gesteckt, in der Mitte einen solchen von Frühlingsglöckchen und darunter schneeige Anemonen und blaue Leberblümchen. So jubelt er mit geschwungenem Hütlein dem lieben Frühling entgegen, und hier am Hag lauscht er dem hellklingenden Liede eines herzigen Frühlingsboten, einer Grasmücke, deren Weibchen bereits im niedrigen Kraut und Gebüsch auf den bunten Eiern brütet, während ringsherum Veilchen und Anemonen, weiße Dornblüten und gelbe Schlüsselblumen, Weiden-, Birken-, Ruß- und andere Käzchen, Primelchen, Heckenröschen und Butterblumen in großer Mannichfaltigkeit prangen und duften, während Schmetterlinge im goldigen Sonnenschein umherfächeln und ge-

schäftige Bienen und Hummeln den Honigsaft, Blumenstaub und Wachs aus den Blumen sammeln. —

In unendlicher Pracht, gleichsam in höherer Feiertagszeit tritt jetzt die Zeit der Obstblüte ein. Schon oft ist sie besungen, schon oft ist sie geschildert, diese Feiertags-Herrlichkeit der Natur — doch ewig neu und immer wieder schön ist sie es wohl werth, daß die Jugend nicht allein an ihrer Schönheit sich erfreut, sondern sie auch sinnig und verständnißvoll betrachtet und eingehend kennen lernt.

Die bunte Vogelwelt tummelt sich jetzt in größter Mannichfaltigkeit rings um uns her. Immer zahlreicher rücken die heimkehrenden Wandervögel ein; die Schwalben als die volkstümlichsten Frühlingsherolde, zuerst die Rauch-, etwa zwei Wochen später die Haus- und zuletzt die Uferschwalbe, Pieperchen oder Wiesen- und Waldpieper, Steinschnäpper, Edelfinken-Männchen und wiederum vierzehn Tage später die Edelfinken-Weibchen. Immer mehr der zartesten und lieblichsten Sänger lassen ihre Stimmen hören; Nachtigall und Sprosser, alle Grasmückenarten, Fitis, Fliegenschwapper und Blaukehlchen stimmen ihre Lieder an. Auch der scharfe durchdringende Ruf des Wendehals und zu Ende des Monats, wenn bereits die Turteltauben, Neuntöchter und die kleineren Würger eingetroffen sind, meldet auch der bereits seit mehreren Tagen hier weilende Kufuk seine Anwesenheit. Und wenn nicht sehr rauhes Wetter herrscht, so fehlen jetzt nur noch etwa sechs unserer gesiederten Sommergäste.

Einsichtige Freunde der Jugend warnen immer vor der Störung der nistenden Vögel. Mit Recht werden jetzt in allen Schulen die Eierfassungen streng verboten; denn es giebt kaum etwas Unheilvolleres für die Vogelwelt, als wenn die Knaben ganzer Schulklassen im Freien umherschweifen, alle Nester auffuchen, die Eier rauben und Hunderte junger Vögeln dadurch vernichten. Gehen wir dagegen mit liebevollen Herzen und warmer Theilnahme für das uns umgebende Thierleben in die freie Natur hinaus, so können wir jetzt bereits viel junges Leben beobachten. Der Wasserstaar führt schon flügge Junge aus, auch junge Raben sind fast flugbar und in den Nestern der Lerchen, Ammern, Staare, Grün- und Edelfinken, Zeisige, Sperlinge und Drosseln zeigt sich gegen das Ende des Monats ebenfalls bereits lebendige Brut, und selbst bei ungünstiger Witterung haben alle diese Körnerfresser doch mindestens schon Eier gelegt, während auch die Insektenfresser, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Bachstelzen, Goldhähnchen und Zaunkönige schon immer zahlreicher zu nisten beginnen.

Wer Herz und Sinn hat für das Walten der Natur, der vermag gerade jetzt die Wichtigkeit aller Singvögel am besten zu ermessen. Jeder Sonnenstrahl, jeder Lufthauch, jeder warme Regentropfen ruft Tausende von lebenden Wesen hervor: die unendliche Welt der Herb-

thiere, als Raupen und Schmetterlinge, Käfer, Grillen, Wespen, Motten, Hasen, Schnaken, Bienen, Fliegen, Mücken und zahllose andere, welche sich jetzt in gierigster Frekluft auf die zarten Knospen, Blüten, Blätter, Wurzeln u. s. w. stürzen. In größter Emsigkeit tummeln sich nun aber die Singvögel umher. Alle Meisenarten, die Kleiber, Goldhähnchen, Zaunkönige, Spechtmeisen und Spechte, dann die Rothkehlchen, Bachstelzen, Grasmücken und alle übrigen Kerbthierfresser, und auch die Finken, und viele andere Körnerfresser — sie alle leben jetzt fast nur von schädlichen Insekten und Gewürm und ihre Jungen füttern sie ausschließlich damit. Bedenken wir dazu die außerordentlich zahlreiche Vermehrung dieser Vögel, unter denen die Meisen, der Zaunkönig u. a. wohl zehn bis zwölf Junge in Einer Brut erziehen, deren fortwährend begehrlche Schnäbelchen unermüdblich mit Eiern, Larven, Raupen, Puppen und entwickelten Kerbthieren gefüllt werden müssen — so werden wir über die Wichtigkeit der Singvögel für den Naturhaushalt und damit für das Menschenwohl keine Zweifel mehr hegen. —

Dem Rehbock sprossen die jungen Geweihe. Sommer mehr junge Säugethiere werden geboren; im weichen Moosnest junge Eichhörnchen, tief im Erdbau junge Füchse, Fischottern, Kaninchen, Hamster und Maulwürfe, irgendwo im Schlupfwinkel junge Marder, Iltisse, Wiesel, Igel, Mäuse, Ratten und Spitzmäuse. Auch Wildschweine und wilde Katzen haben Junge und eben so viele Hausthiere.

Für den Jäger bietet sich jetzt eine der angenehmsten und einträglichsten Jagden, die auf Waldschneepfen und Sumpfschneepfen oder Bekassinen. Auch die großen Waldhühner (Auer-, Birk- und Haselhuhn), so wie Wildtauben und Wildgänse werden jetzt auf dem Anstande geschossen.

Alles Raubwild wird sehr eifrig verfolgt, junge Füchse gräbt man aus und die schädlichen Raubvögel erlegt man auf den Horsten. Sonst ist der Wald vor Störungen möglichst zu bewahren.

In der Landwirthschaft und Gärtnerei ist jetzt viel zu thun. Die Acker werden gedüngt, die Wintersaaten gewalzt, die Furchen und Gräben gereinigt; Sommerweizen, Hafer und Gerste, Wicken, Linsen, Erbsen, Mohn und Klee werden ausgesät und im Gemüsegarten werden die meisten Sämereien jetzt ebenfalls in die Erde, und bereits früher gesäte Pflänzlein, Salat und dergl. aus den Mistbeeten in das freie Land gebracht. Auch der Blumengarten wird vollständig bestellt, denn bevor dieser Monat zu Ende ist, müssen alle Sämereien ausgesät, alle Krautpflanzen, Sträucher und Bäume versetzt sein.

Der Sternenhimmel giebt uns jetzt ebenfalls die Kunde, daß der Winter vorübergegangen und eine andere schöne Zeit nahe. Die hellsten Sterne der Winternacht sind verschwunden oder neigen sich dem Untergange zu,

Deutsche Jugend. II.

wie der Orion und die Sternbilder des Fuhrmanns und der Zwillinge. Auch die Milchstraße zeigt sich im fernem Südwesten nur noch als ein schmaler Streif. Löwe und Krebs sind dagegen hoch empor gestiegen. Der große Himmelswagen steht fast senkrecht über uns, die Jungfrau erhebt sich im Osten höher, gefolgt von der Waage, dem Zeichen der herannahenden Tag- und Nachtgleiche. Die Sonne steht jetzt im Sternbilde der Fische.

Es ist bekannt, daß dieser Monat sehr verrufen ist, weil er durch sein wechselndes, unbeständiges „Aprilwetter“ nicht selten zahlreiche Krankheiten hervorruft. Da zeigt sich uns zunächst ein betrübendes Bild. Da alles Leben in frischer, freundiger Hoffnung gleichsam erglüht, so wird von ihr auch das Menschenherz erfüllt — auch das kranke. Der April bedroht aber und gefährdet vorzugsweise die jugendlichen Brust- und Halskranken, trotz ihrer Hoffnung auf die Besserung, welche die schönen Tage des Frühlings ihnen bringen sollten. Um so nothwendiger ist es, folgende Regeln der Gesundheitspflege in dieser Zeit zu befolgen: man athme nur mit geschlossenem Munde; vermeide die Ruhe auf bloßer Erde, selbst an den schönsten Tagen, und trinke möglichst viel Milch. „Hätte ich Vermögen, ich machte eine Milchstiftung für arme Blutarme oder Bleichsüchtige; denn Milch über Alles.“ (Dr. Voss).

Wenn nun über den Weiden, zierlich rothgeaderten Sauerkleebüthen und glänzenden Weidenkästchen die Bienen und Hummeln summen und bunte Falter fächeln, wenn im Fliedergebüsch die Nachtigall, im Kieferndickicht die Amsel und vom hohen Buchenwipfel herab die Singdrossel uns ihre Frühlingsgrüße entgegenschmettern, wenn die reinere Luft so wohlthig uns die Brust hebt — dann können auch wir nicht verschlossen und theilnahmlos bleiben. Wir lassen gern auch unsere Herzen eröffnen und jubeln freudig und beglückt entgegen der nahenden Zeit der Liebe und Wonne in der Natur — selbst wenn noch immer wieder ein Schneegestöber in die Blütenpracht stürmt, selbst wenn das Aprilwetter das unbeständigste des ganzen Jahres ist.

Im Mai.

Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Boll Jubel schlägt die Nachtigall
Und hoch, und hoch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust:
Herbei, herbei, du Frühlingslust!
Geschwinde! Geschwinde!

Wilhelm Müller.

Boll Begeisterung singen die Dichter diesem Monat Loblieder, denn die Maienzeit ist ja die freudenreichste des ganzen Jahres. Jetzt entfaltet selbst unsere nördliche Natur eine fast tropische Pracht und Herrlichkeit. Alles rings um uns her prangt in den herrlichsten Farben, Alles düftet die wonnigsten Gerüche und Alles jubelt in seinen lieblichsten Tönen.

Unter den Riesen des Pflanzenreichs, den Bäumen, nimmt zunächst die Kastanie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wenn ihre herrlichen Blütenkerzen zwischen dem zartgrünen Laube hervorbrechen, so erscheint uns dies Bild wohl einzig schön in unserer heimischen Natur — und einen herrlicheren Weihnachtsbaum könnten wir uns wohl kaum denken. Für den sinnigen Blick erscheinen aber die schlichtesten Blüten unserer Waldbäume, der Buche, Eiche, Birke u. a., welche sich jetzt ebenfalls erschließen, wohl kaum minder beachtenswerth.

Wiederum möchte ich die jungen Leser zu einer lohnenden Naturbetrachtung anregen, welche in der Entfaltung und verschiedenartigen Gestaltung des jungen Blätter Schmuck der Bäume liegt. Wenn die goldig-grünen, gleichsam mit Seidenfranzen besetzten Birkenblättchen, die herzförmigen aus braunrothen Knospen sich entwickelnden Blätter der Linde, die grünlich-weiß erglänzenden der Silberpappel, die braungrünen der Erle, die hellgrünen des Flieders und die gelbgrünen der Weiden uns entgegenlachen, wenn wir aufmerksam ihre so vielgestaltigen Formen vergleichen — dann finden wir in den lieblichen grünen „Maian“ zweifellos eine Quelle fruchtbringender Anregung. Auch die Nadelholzwächse prangen jetzt in ganz besonderem Schmuck; an ihren lichtgrünen Mairrieben treten die Blüten wie rothe Perlen hervor, und insbesondere die Lärche zeigt jetzt den Doppelschmuck der noch blühenden Zapfen und des zarten Grüns.

Kerzen des Frühlings nennt der Dichter die schönen Blüten, welche der Mai bringt, und diese sinnbildliche Auffassung wird in seltsamer Weise durch eine wissenschaftliche Thatsache bestätigt. Man hat nämlich festgestellt, daß bei der Entfaltung vieler Blüten ein mehr oder minder höherer Wärmegrad erzeugt wird. Nicht allein die Wärme des Sonnenlichts nehmen die Pflanzen lebensvoll auf, sondern auch das ätherische Licht selber vermögen sie gleichsam körperlich aufzusaugen und zu farbenreich prangenden Gebilden zu gestalten. Da spiegeln sich die Sonnenstrahlen nicht bloß wieder, sondern sie erscheinen lebensvoll und verkörpert vorhanden in den duftenden Blüten der Fluren, dem schillernden Schmuck der Kerbthiere und im glänzenden Gefieder der Vögel.

Zu groß ist die Mannichfaltigkeit der bunten Blüten, als daß wir sie alle begrüßen und betrachten könnten; wir wollen daher nur eine Anzahl der beliebtesten und gleichsam volksthümlichsten aufsuchen. Im schattigen Grunde des Waldes erschließen sich purpurne Heidelbeer-, weiße Wintergrün-, gelbe Goldnesselblüten, blaue Glockenblumen, die weißen Sträuße des Schneeballs und des Holsunders. Eine kleine Piete oder Waldwiese ist übersät mit den sonderbaren röthlichen und purpurnen Kufusblumen, auch Knabenkräuter oder Orchideen genannt, welche auf den grünen Blättern rothe und dunkelbraune Flecke

haben — und deren tropische Verwandte in unsern Gewächshäusern in großem Ansehen und noch höherem Preise stehen. Die freie Wiese prangt in buntester Farbenpracht. Ueber die saftiggrünen Gräser erheben sich die weißröthlichen Blumen des Schaumkrauts, Kardamine genannt, die gelben der Hahnenfußarten und Marienschählein, blaue Himmelfahrtsblümchen und dunkelrothe Kleeöpfse. Um das kleine Wasser in der Wiesenmitte sind gelbe Kuhblumen, blaue Ehrenpreis- und die zarten weißbunten Blumen des Dreiblatt zu finden. Auf dem Felde nebenan leuchten uns rothe Mohablumen, weiße Aderwinden und gelber Senf entgegen, während das junge Getreide noch im lebhaften saftigen Grün erscheint. Selbst der beinahe dürre Hügel ist jetzt geschmückt mit den rothen und weißen Fuhrmannsröschen. Fast noch bunter als die Wiese erscheinen uns jetzt der Rain und die trodene Trift, mit gelbblühenden Berberitzen, blauen Glockenblumen, rothem Storchschnabel, zierlichen rothen Licht-, Klee- und Kufusnelken und vielen andern.

Welche Lebensfülle zeigt jetzt aber die aller kleinste Welt der Thiere! Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute bringt neue Gestalten, von sächelnden Schmetterlingen, brummenden Käfern, summenden Fliegen, Mücken, Bienen und Hummeln, zirpenden Grillen, wild dahinschießenden Libellen und allen deren unzähligen Verwandten. Ein schöner Aurorafalter schwebt über der Wiese hin und her, ein Segelfalter umflattert die Obstblüten und zahllose andere, minder schöne und minder harmlose setzen allenthalben ihre Bruten ab, welche zu häßlichen gierigen Raupen erwachsen. Und jetzt kommt außer vielen andern auch einer der allergierigsten Fresser in der Natur zur vollen Geltung, der Maikäfer nämlich. Immer eifriger beginnt jetzt der Kampf der winzigen Welt der Kerbthiere gegen die Pflanzen, gegen andere Thiere und uns Menschen. Da ist es wohl an der Zeit, daß wir nach unsern Verbündeten gegen diese Feindeslegionen uns umschauen und sie kennen zu lernen, zu schützen und zu hegen suchen, so weit wir dies nur vermögen. Die Vögel haben wir im Kampfe gegen die gierigen Pflanzenschädiger schon schätzen gelernt, aber die wirksamsten Verfolger der legeren finden wir in ihren Reihen selber. Da sehen wir ein anscheinend harmloses Marienkäferchen, dessen Larven als grimmige Blattlauslöwen unter jenen Schmarozern hausen, wie dasselbe in gleicher Weise die Larven der zarten schönen Florfliege thut. Die Schlupfwespen oder Ichneumoniden vernichten durch ihre Brut zahllose Raupen und andere Larven schädlicher Kerbthiere. Ein Käfer, der Puppenräuber genannt, ist ein eifriger Verfolger ebenfalls der Raupen u. a., die er nicht selten im grimmigen Kampfe überwältigen muß. Und ihnen schließen sich ebenbürtig, als blutdürstige Raubthiere unter Thyresgleichen, aber dadurch für den Naturhaushalt und das

Menschenwohl außerordentlich nützlich, die Libellen oder Seejungfern, die Mordwespen und Mordfliegen und viele andere an. Erst nachdem wir sie kennen gelernt haben, wissen wir es zu ermessen, wie sehr unrecht es ist, wenn einsichtslose Menschen jeden Wurm zertreten und jedes Insekt tödten, gleichviel ob es für den Naturhaushalt wirklich schädlich ist oder nicht. Möge diese Anregung dazu dienen, daß unsere jungen Leser sich dazu verpflichten fühlen, auch jedem Thiere gegenüber Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen. —

Im Walde werden durch Menschenhand die Nonnenraupen möglichst vertilgt und der Forstmann wie der Landmann müssen jetzt die Maikäfer so zahlreich als möglich einsammeln lassen. Im Uebrigen wird im Walde Harz von der Fichte und Terpentin von der Tanne gewonnen, Nadelholz gefällt und gespalten, das Schälens der Eichenrinde wird beendet, sobald die Knospen aufbrechen; Stubben werden gerodet. Die Jagd ruht jetzt fast vollständig; nur Waldschneypfen und die Hähne der großen Waldhühner werden auf dem Anstande geschossen. Auch der Rehbock wird mit der Büchse erlegt, und wie im ganzen Jahre, so verfolgt auch jetzt der Jäger sehr eifrig alle Raubthiere nebst ihren Jungen.

In den Teichen und See'n laichen jetzt die meisten Süßwasserfische und in vielen Gegenden ist daher der Fischfang vom April bis Ende Juni ganz verboten. Nur der Aal macht eine Ausnahme und wird jetzt viel gefangen. Für die Krebse haben die Monate ohne ein „r“ begonnen, in denen sie voll und brauchbar sind.

Der Landmann bringt jetzt die Kartoffeln in die Erde und bei ungünstiger Witterung wird jetzt auch erst das Sommergetreide gesät. Im Garten werden noch Bohnen, Zuckerrüben, u. dgl. in's freie Land gelegt, Gemüse werden verpflanzt, Topfpflanzen in's Freie gestellt, doch müssen sie des Nachts noch immer geschützt werden. Alle Obstbäume stehen in Blüte.

Am südlichen Himmel erglänzen die Sternbilder der Zwillinge, des Löwen und der Waage, und bereits taucht im Südosten auch das des Skorpions auf, während die großen Planeten, Jupiter und Saturn prächtige Lichtbilder bieten. Der Orion und der Stier gehen im Nordwesten unter und die Milchstraße ist nur noch als schwacher Schimmer im Osten zu sehen.

Die Witterung wird gleichmäßiger und trockener, zuweilen schon recht warm. Der Landmann liebt den Mai aber kühl und naß, denn dann fällt er ihm nach dem Volksglauben Scheun' und Faß. Immerhin hat diese Annahme eine gewisse Berechtigung, denn die Entwicklung der schädlichen Kerbthiere wird ja durch kaltes Wetter aufgehalten und vermindert.

„Bonnemond“ nennt der Volksmund diesen Zeitabschnitt. Wenn holde Maiglöckchen, süßer Waldmeister

und berauschesendes Ruchgras uns umdusten, wenn rings um uns her alle Thierwelt jubelt und ebenso die Stimmen der Unken im Teich, das Summen, Zischen, Zirpen und Pfeifen aller Kerbthiere, wie die mannichfaltigsten Lieder der Vögel zusammenklingen, zum großen, unendlichen, jubel- und freudenreichen Konzert der Natur — dann empfinden auch wir es, daß die schönste und wonnigste Zeit des Jahres jetzt eingelehrt ist.

Im Juni.

Der Frühling giebt gar guten Rath:
 Nun liebt, ihr Herzen früh und spät!
 Und wer die Lieb' noch nie empfah'n,
 Der fange jetzt zu lieben an.
 Sein Wärmschen ist ja noch so arm,
 Es liebt und schafft ohne Harm,
 Jed's Vöglein baut am frischen Nest
 Und thust du gleich, so thust du best,
 Im Frühling.

August Silberstein.

Im größten Theile unseres deutschen Vaterlandes ist erst jetzt der Bonnemond voll und reich eingelehrt. Gerade jetzt tritt das junge Leben allenthalben am üppigsten hervor, geweckt von der fruchtbaren Wärme und Feuchtigkeit.

Der Wald steht im herrlichsten Grün und wetteifert mit der noch nicht vorübergegangenen Pracht der Obstbaumblüte. Selbst die zartesten der bei uns eingebürgerten Fremdlinge, wie die Akazie, der Maulbeerbaum u. s. w. sind jetzt zu voller Belaubung gelangt. Linde, Hollunder oder schwarzer Hlieder, Rainweide, Waldbrebe, Weinstock u. a. stehen jetzt in voller Blüte. Der Neseadaust der edeln Weinrebenblüten dringt bis in die menschlichen Wohnungen und wirkt, nach altem Volksglauben, veredelnd ein auf den lagernden Wein.

Die milde Wärme des Monat Juni, welche noch nicht leicht so drückend wird, als die der späteren Sommermonate, die aber nicht mehr kalte Schauer und eisige Nächte unterbrechen, ruft neben dem vielfarbigen Blumenschmuck der Fluren und Wälder auch die prachtvollsten Farben und köstlichsten Düfte des Blumengartens hervor. Das Getreide, Roggen, Weizen, Gerste u. a., zeigt jetzt ebenfalls seine unscheinbaren und doch so wichtigen Blüten, und zwischen den wogenden Halmen lacht uns die buntfarbige Pracht von blauen Kornblumen und Rittersporn, rothen Klatschrosen und andern Mohnarten, weißen Akerwinden, gelbem Senf und vielen andern Blüten entgegen. Daneben prangt ein Feld mit den röthlichen Blüten der Esparsette, ein anderes mit den weißen und bunten Blumen der Kartoffel, weite Strecken mit gelben Kapselflüten, rothen Kleeblüthen, violetter Luzerne u. s. w.

Wiederum frischbegrünt erscheint das Gebüsch durch die jungen „Johannistriebe“ und unterhalb desselben er-

glänzen purpurne Fingerhut-, weiße Liguster-, violette Bittersüßwurzschatten-, goldgelbe Ginster- und Goldnessel-, schönblaue Glocken-Blumen und viele andere, während am Rain Weißblatt, Storchschnabel, Ehrenpreis- und Hahnenfußarten, Johanniskraut u. dgl. in Blüte stehen. In dem kleinen Gewässer daneben sind weiße und gelbe Seerosen erblüht, umgeben von Kalmus, Dreiblatt u. dgl. Prachtvolle Feuer-, Türkenbund- und andere Lilien, vielfarbige Nelken, dunkelblaue Schwertlilien, tiefpurpurrothe Pfingstrosen, blaue Glockenblumen und weißer Schneeball, das sind jetzt die hervorragendsten Erscheinungen aus der Blütenpracht des Gartens, mit welcher die Wonnedüfte der Reseda, Nachtwiole, des Jasmins, Weißblatts u. s. w. wetteifern. Und ebenso wie dort im Hain die Heckenrose, so erschließt sich hier die schöne stolze Gartenrose.

Aber sobald der Blumen holde Königin, die Rose, ihr Haupt erhebt — dann ist das allererste und zarteste Frühlingsleben bereits wieder zu Grabe getragen, und immer zahlreicher treten uns die Zeichen entgegen, welche uns das Dahinscheiden des Frühlings bekunden. Sobald der Weizen blüht, nimmt die frischmaigrüne Farbe der Getreidefelder bereits einen graugelblichen Ton an. Noch deutlicher tritt uns diese Wandlung auf der Wiese entgegen. Hier sind zwischen dem lieblichen Grün zahllose buntfarbige Blüten empor getaucht. Doch sobald sie immer zahlreicher sich erschlossen, ist der grüne Teppich immer matter, fahler und mißfarbiger geworden, so daß wir es kaum bedauern, wenn jetzt die erste Heumahd den ganzen bräunlichen Halmenwald niederwirft — und uns damit die Aussicht gewährt auf ein frisches Hervorprischen lieblichen jungen Grüns.

Als eins der bemerkbarsten Zeichen des nahenden Sommers finden wir jetzt bereits die ersten reisenden Samen und Früchte. Einige kleine Pflänzchen, Hungerblümchen, Lerchensporn u. a. und sodann die Küster sind es, welche zuerst ihre Samen zeitigen. Ihnen folgen im Walde, von der Kinderwelt mit Jubel begrüßt, die ersten Erdbeeren und dann auch bald die Heidelbeeren und alle übrigen. So zeigt uns gerade der Monat Juni die auffallendsten Gegensätze. Seinen Beginn begrüßen noch Maiglöckchen und sein Ende Rosen. Mit der Sorge für die erbrüteten Jungen verstummt in der Vogelwelt Gesang und Klang. Den ersten reisenden Früchten folgen immer zahlreicher verwelkende Blumen.

Während unsere Vorfahren die Tage der Tag- und Nachtgleiche, den längsten und kürzesten Tag, festlich begingen, beachtet man jetzt solche Zeitabschnitte nur sehr wenig, und doch verdienen dieselben die Aufmerksamkeit jedes Naturfreundes in hohem Maße. So seien unsere jungen Leser auf den in diesem Monate eintretenden längsten Tag ebenfalls aufmerksam gemacht.

Rings um uns her zeigt sich junges Thierleben aus allen Reichen in großer Fülle. Vor allem andern nehmen aber die herzigen Singvögel unsere Theilnahme in Anspruch, von denen viele bereits die zweite oder wohl gar schon die dritte Brut erziehen. Ueberall piept und schreit es in den Nestern der Sperlinge, Lerchen, Finkenarten, Rothkehlchen, Grassmücken, Meisen, Schwalben, Drosseln, Staare und vieler andern.

In ungeheurer Regsamkeit und nur zu verderblicher Thätigkeit befindet sich jetzt die aller kleinste Thierwelt. Gierige Juni- oder Brackkäfer und viele andere Käferarten fressen jetzt an den Blättern von Baum und Strauch. Jene winzigen Fliegen- und Mückenarten, die man so bezeichnend „Getreideverwüster“ nennt, entwickeln jetzt ihre verderbliche Thätigkeit in den Feldern und nicht minder arg haufen im Walde jetzt die Raupen der Nonne, der Forleule und des großen Kiefernspinners.

Zu den interessantesten Naturschauspielen gehört das Schwärmen der Bienen. Eine junge Königin erhebt sich aus dem Kumpfe in die Luft und ihr folgen Hunderte ihrer Angehörigen; so geht es im stürmischen Fluge davon, bis die Königin einen Ruhepunkt findet und rings um diesen der ganze Schwarm sich festsetzt. Diesen Bienenschwarm sucht jeder Wirth auf das eifrigste einzufangen und in einem neuen Kumpfe oder Stock anzusiedeln. Und wenn ein solcher Schwarm zu weit hinausfliegt und entkommt, so betrachtet dieß der Bienenvater als einen großen Verlust. Der freie Bienenschwarm läßt sich dann in Wald oder Geklüft, in einem hohlen Baume, einer Felspalte oder dgl. nieder und wird dann doch gewöhnlich entweder den Menschen oder Thieren zur Beute. Bären, wo es noch solche giebt, Dachse u. a. suchen eifrig zu dem Honig zu gelangen.

Wohlthuend senkt sich die lauwarme Juninacht herab. Fast berauscht von den wonnigen Düften sitzen wir auf dem Rasen. Da blitzt neben uns ein Klämmchen auf, bald ein zweites, ein drittes, bis ihrer viele uns umschwärmen und uns umgaukeln. Es sind die leuchtenden Johannisklammchen. Dazu erhebt neben uns im Gesträuch eine Grille ihr zirpendes Liedchen, ein Abendschwärmer umflattert uns geisterhaft, und auch sie alle gewähren uns Anregung zu Naturbetrachtungen.

Dann erheben wir unsere Blicke auch wieder zum Sternenhimmel empor. Doch mit der immer kürzer werdenden Nacht erbleicht die Pracht der Sterne immer mehr; dafür können wir jetzt jedoch eine Anzahl der schönsten Sterne kennen lernen. Nach Süden zu erglänzt, tief unten im Sternbilde des Skorpions stehend, der prachtvolle Antares. Im Südosten, wo die Sternbilder des Pegasus, der Kassiopeja und Andromeda stehen und soeben der Schütze sich erhebt, sind die herrlichen Sterne des Schwans sichtbar geworden. Im Osten, unweit von der

Baage, der Atair, im Westen im Sternbilde des Löwen, Regulus und Denebola, das sind die bemerkbarsten, welche wir erblicken. Immer drückender wird jetzt die Schwüle der Luft, wenn gegen Ende des Monats immer zahlreicher die sonderbar gestalteten „Haufenwolken“ in die klare Bläue hinaufsteigen. Dann wiederholt sich wohl tagtäglich das großartige Naturschauspiel eines Gewitters mit herabstürzendem Platzregen, wodurch die Hitze wohlthätig gemildert und die Luft gereinigt wird.

Die Hausfrau hat im Garten jetzt einen harten Kampf mit dem Unkraut und Ungeziefer zu bestehen, wenn sie ihr Gemüse und ihre Blumen im guten Gedeihen erhalten will. Der Landmann hat dagegen nach der Heuernte jetzt eine Ruhepause, in der er sich vorbereiten kann, für die demnächst herannahende Getreideernte. Für den hinauswandernden Städter bietet jetzt das Land ganz besondere Genüsse in den ersten reifen Beeren und Früchten, in der Mannichfaltigkeit der Gemüse und dann in der frischen, gleichsam duffigen Milch, in saurer oder dicker Milch, frischem Käse u. dgl.

Wer es irgend kann und mag, dem sind jetzt regelmäßige kalte Bäder zur Erhaltung der Gesundheit sehr dienlich, doch soll man immer mit der nöthigen Vorsicht und mit Verständnis baden. Wer an Rheumatismus,

Lungen-, Herz- und dergleichen Krankheiten leidet, soll niemals baden, ohne vorher einen Arzt zu fragen.

Gehen wir im letzten Drittel des Monats Juni hinaus, so ertönt in Wald, Feld und Wiese das Jubelkonzert der Natur uns voll und reich entgegen. Viele tausend Stimmen jauchzen vor Freude und Wonne, und in all' das Getöse mischt sich der wunderfame melodische Flönton der Golddrossel und der nectische Ruf des Kukuks. Noch ahnen wir 'es kaum, daß in wenigen Tagen' alle diese Rufe und süßen Lieder ein Ende haben, daß um den Johannistag herum alle diese silbernen Kehlen verstummen für lange Zeit. Darum seien alle jugendlichen Freunde des herzigen Vogelgesangs recht dringend daran gemahnt, die lauen Abende und wonnigen Morgen des Monats Juni nicht unbenutzt zu lassen.

Geht hinaus ihr alle, die ihr offene Ohren und ein warmes empfängliches Herz in der Brust habt und lauscht den Jubeltönen der Natur bis tief in die Nacht hinein oder beim Erwachen alles großen und kleinen Lebens am frühen Morgen — und ihr werdet die Genüsse und reinen Freuden dieser Stunden kaum mit irgend einem Vergnügen vertauschen, welches die menschliche Gesellschaft euch bieten könnte.

Aus den Wiegenliedern von Karl Simrock.

Original-Zeichnungen von Hugo Bärner.

Gefang der Engel.



un ist der Knabe wohlbedacht
Mit köstlichen Gewanden,
Ein Jeder gab das Beste her,
Was sie zu schenken fanden.
Der eine reiche Perlen-
schnur,

Der einen Kranz von Liedern nur.

Und weil auch Der nicht fehlen mag,
Der Alles lenkt und wendet,
So sind von seinem Strahlenthron
Wir Engel hergesendet.
Wir bringen einen frohen Sinn,
Wir bringen reichen Glücks Gewinn.

Ein Jeder kam, ein Jeder ging
Davon in alle Weite;
Wir weichen keinen Schritt von dir,
Wir bleiben dir zur Seite.
Wir helfen dir mit Rath und That
Und streuen Blumen auf den Pfad.



Der Eine.

Ich leihe dir
den festen
Sinn,
Damit du nie
ermüdest.
Was hilfe
Weisheit, Ehr
und Gold,
Womit du dich
belüdest?
Der Quell der
Freuden trübe
fließt,

Wo nicht das Glück im Busen sprießt.

Der Andre. Ich streue Rosen auf den Pfad,
Betränkle dich mit Segen,
Und wo du wandelst Schritt für Schritt,
Da blüht es dir entgegen.
Der Friede währet nicht in der Brust
Verfolgt dich Marter und Verlust.

Beide. Mit Blumen weiß und roth und gold
Betränzen wir die Wiege,
Wir ziehen deinem Pfad voraus
Und helfen dir zum Siege.
Wem Glück von inn- und außen lacht,
Den hat der Himmel wohlbedacht.



von

Robert Löwike.

V.

Das erste Wort nennt uns ein Lieblingsgericht der Pferde; das zweite einen bedeutenden, feuerspeienden Berg Europas; das dritte ist der Name für ein Wesen, größer und stärker als ein gewöhnlicher Mensch, eine Lieblingsfigur der Mythen, Sagen und Märchen, oft im Kampfe mit Göttern, Menschen oder auch mit den Genossen. Das vierte ist ein Mädchen-Vorname; das fünfte eine schöne Stadt in der preussischen Provinz Sachsen und das sechste nennt uns einen edlen Vogel.

VI.

Das erste Wort nennt uns ein spitzes Instrument von Eisen, welches Jeder aber nur zu einem sehr friedlichen Zwecke, täglich in die Hand nimmt. Das zweite ist der Name einer schönen Stadt Ober-Italiens am mittelländischen Meere. Das dritte nennt uns einen Theil des menschlichen Gesichts und auch einen Nebenfluß auf der rechten Seite des Rheins. Das vierte ist der Name für die lebendige Schutzmauer eines Landes. Das fünfte ist ein anderes Wort für Strafe; das sechste ein kleiner, schwarzer Singvogel mit gelbem Schnabel.

VII.

Das erste Wort ist ein Saiten-Instrument; das zweite ein Theil des menschlichen Körpers; das dritte eine Feldfrucht; das vierte ein Trinkgefäß; das fünfte etwas, das von Frauen sehr oft, aber von Mädchen sehr selten aufgesetzt und getragen wird. Das sechste ist ein Vogel, welcher oft als Sinnbild der Unschuld gebraucht wird.

VIII.

Das erste Wort nennt uns eine Frau aus dem Thierreiche, welche im Sommer ihre Kinderschaar auf dem Hofe spazieren führt. Das zweite nennt uns einen Soldaten, einen schmucken Cavaleristen. Das dritte nennt uns etwas, worauf der Landmann am meisten seine Hoffnung setzt, das ihm zwar viel Arbeit, gewöhnlich aber auch viel Segen bringt. Das vierte ist der Name eines Thieres, welches dem Speicher, Keller und der Speisekammer sehr gefährlich ist und welches von der Raze unbarmherzig verfolgt wird. Das fünfte ist der Name eines bekannten Dichters dieses Jahrhunderts. Das sechste nennt uns etwas, das wir lieber im Sommer als im Winter unternehmen, und das uns Gelegenheit bietet, viel Neues und Schönes kennen zu lernen.

IX.

Das erste Wort nennt uns einen schönen großen Strom Frankreichs; das zweite ist eine Bezeichnung für die Wohnung mancher Thiere; das dritte ist ein schöner Baum, welcher oft als Sinnbild der Kraft und Festigkeit genannt wird; das vierte eine Blume, welche man oft als Sinnbild der Unschuld gebraucht. Das fünfte nennt uns die Königin des Himmels und das sechste einen sehr bekannten Baum mit stark duftenden Blüten, deren Honig von den Bienen sehr gesucht wird.

X.

Das erste Wort ist ebenso auf dem Baume, wie in dem Buche zu finden. Das zweite bezeichnet etwas, das für einen Groschen jede Nachricht, jede Bestellung an einen wenn auch noch so fernem Ort unsers Vaterlandes bringt. Das dritte ist ein großes Gefäß; das vierte ein Ding, worin viele Thiere z. B. Fische, Ratten und Mäuse gefangen werden. Das fünfte eine beliebte Frucht, welche uns der Obstgarten im Sommer und Herbst bietet, und das sechste ist eine andere Bezeichnung für Wald.

XI.

Das erste Wort nennt uns ein Ding, welches einen Cylinder, aber nicht von Holz oder Eisen, und eine Glocke, aber nicht von Metall und nicht zum Läuten, hat. Das zweite ist etwas, das ursprünglich zur Bekleidung eines Thieres gedient hat und dann vom Gerber bearbeitet wird, um später einen Theil des menschlichen Körpers zu bekleiden. Das dritte bedeutet eine große, weite Fläche ohne Hügel und ohne Berge. Das vierte ist dasselbe für den Baum, was die Haut für den Körper ist. Das fünfte ist ein heimisches Plätzchen im Garten, und das sechste ein Thier, welches den Bäumen des Obstgartens oft sehr gefährlich ist.

XII.

Das erste Wort nennt uns ein wichtiges Organ des menschlichen Körpers; das zweite einen bedeutenden Nebenfluß auf der rechten Seite der Seine; das dritte ein kleines, spitzes Ding von Eisen, welches entweder einen Kopf und kein Ohr, oder ein Ohr und keinen Kopf hat. Das vierte nennt uns Großvaters und Großmutter's Freude und auch zugleich Großvaters und Großmutter's Vorzug. Das fünfte ist ein Fluß, welcher zuerst durch Frankreich, dann durch Deutschland fließt und auf der linken Seite in den Rhein mündet. Das sechste ist ein sehr nützlich Metall.

Räthsel.

Von

Karl Reinhold.

1.

Dem Einen nimmt man sie,
Und bald muß er verderben;
Dem Andern giebt man sie,
Daß er nicht möge sterben.

In's Wasser taucht man sie
Und kocht sie auf dem Herde;
Zerstoßen und zerstampft
Liegt sie im Schooß der Erde.

Die Flamme zehrt sie auf,
Und der hat schwer zu tragen,
Der nur mit ihr sich nährt
In seines Alters Tagen.

2.

Du hast ihn zwanzigfach und trittst auf ihn
Oft viele hundertmal an einem Tag.
Er steht still auf dem Kopf und soll er ziehn,
So trifft ihn auf den Kopf ein harter Schlag;
Auch soll ihn mancher in dem Kopfe tragen,
Dem ihn doch keiner in den Kopf geschlagen.

3.

Grün ist mein Kleid, bestickt mit bunten Flocken;
Hell über mir tönt das Geläut von Glocken;
Man köpft mich, will ich hoch das Haupt erheben,
Doch kopflos fähr ich noch ein fröhlich Leben;
Das Vöglein flüchtet gern in meine Hut
Und birgt in meinem Schooße seine Brut.

4.

Der Eine trägt es vorn, ein Andern hinten;
In Ritterburgen war es auch zu finden;
Einst rief es auch ein tapfres Volk zur Schlacht,
Und jetzt hört man's noch oft in stiller Nacht.

5.

Von vorn bin ich an Baum und Strauch zu finden,
Und Wandersleuten dien ich gern von hinten.

6.

Ab spiegl' ich Alles dir, doch niemals dich,
Und nur in einem Spiegel siehst du mich.

(Dreißigbüßige Charade.)

1 und 2

Zwei Spiegel sind's, die dir der Schöpfer gab,
Und Erd und Himmel spiegeln sie dir ab.

3.

Der Fröhliche hat nie nach ihm verlangt,
Doch der Betrübte oft um ihn gebangt.

Das Ganze.

Zu Füßen blüht es dir am sonn'gen Rain,
Will gern die Letzte für die Erstern sein.

Von

Julius Sturm.

Der Räthselmann.

Da kommt noch einmal der Räthselmann,
Nun rathe wieder, wer rathen kann.

Wie lange ging zum Wasser der Krug?
Wie ging er, weil man stets ihn trug.

Wer geht bald als Zwerg, bald als Riese mit dir?
Das ist der Schatten neben mir.

Wer maust und bleibt von Strafe frei?
Ich meine, daß dieß das Käglein sei.

Wie heißt die Braut, vor der uns graut?
Das ist die brausende Windesbraut.

Wo liegt der ungesundeste Sitz?
Im Schweizerland zwischen Zug und Schwyz.

Wo schmeckt am besten der sirne Wein?
Das mag wohl auf der Zunge sein.

Wer schafft sich Brod mit Rückwärtsgehn?
Der Seiler thut's beim Strickedrehn.

Sag, welche Speise ißt man nicht?
Die Glockenspeise giebt kein Gericht.

Wann sät man Flachs ins Feld hinein?
Man sät ihn nie, man sät nur Lein.

Wie schrie der Esel zu Noahs Zeit?
Grad so, wie er auch heut noch schreit.

Wo brüllt der Bräutigam, wo heult die Braut?
Wo Gott das Meer mit dem Sturme traut.

Wer spricht der Menschen Sprachen all?
Das ist am Fels der Wiederhall.



Auflösung der Räthsel in vorigem Hest.

I. Räthsel von Georg Scherer.

- 1. Die Wage.
- 2. Der Stiefelkuecht.
- 3. Die Füße.

II. Räthsel von Karl Reinhold.

- 1. Stern.
- 2. Pergament.
- 3. Ohr.
- 4. Edelweiß.

Auflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

I.	II.	III.	IV.
P e r l e	R h e i n	P a r m a	E b o l l i
r a l l i	h e e a	o a v t	s i m l
i l i	o g g	l r l	s m l
n e m s	n u a e	e a i a	i u e e
Z e n n e	E n g e l	N a x o s	G e i e r

Der Einladungsbrief von J. Trojan.

Holzschnitt nach einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



„Hier ein Briefchen — es ist doch recht? —“

„Zeig' es, reitender Bote!
Das Papier ist fürwahr nicht schlecht
Und das Siegel, das rothe.

Und geschrieben wie ist es fein!
Das versteht nicht ein Jeder.
Also zierlich schreibt man allein
Mit der Rothkehlchenfeder.

Und für mich ist das Briefchen auch —
Sprich, wer hat dir's gegeben?“

„Hinterm Berg von dem Haselstrauch
Bracht' ein Vogel es eben.

Eilig! stand unterstrichen darauf,
Und da mußt ich wohl eilen;
Hielt mich nicht bei der Erdbeer' auf,
Die mich hat zu verweilen.

Immer zu, ohne Ruh' und Rast,
Ueber Gräben und Hecken —
Einmal freilich, da stürzt' ich fast —
Tummelt' ich meinen Sackden.

Neugier, die so beschwerlich fällt,
Ist mir sicherlich ferne;
Aber was dieser Brief enthält,
Wißt' ich ums Leben gerne.“

„Was darin steht? Ich dacht' es mir,
Hatt' schon so was vernommen:
Beim Eichläschen ist Kindeleier —
Auch das Häschen will kommen.

Nun ist just auch heut' Abend Tanz
Auf dem Rain bei den Schleh'n —
Sieh, drum trag' ich den schönen Kranz — —
Wohin soll ich nun gehen?“